Nr. 19. Jahrgang V. **Allgemeine** Berlin, 8. Mai 1896.

Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun“.

Redakteur: A. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon:
Redaktion VII, 4236. * Expedition VI, 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Mk. 2,00,
alle andern Länder Mk. 2.50.
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die **„Wochenschrift“** erscheint an jedem Freitag mindestens 20 Seiten (2½ Bogen), der **„Jeschurun“** Mitte und Ende jeden Monats mindestens 4 Seiten (½ Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Inhalt:

Die Waffen nieder!

I.

Der Antisemitismus ist in Wien hoffähig geworden. Der polnische Graf Badeni, dessen Regierungsübernahme vor sieben Monaten in den österreichischen liberalen Blättern mit so vielem Jubel begrüßt worden war, hat nunmehr seinen Frieden mit Dr. Karl Lueger, dem Führer der österreichischen Antisemiten, abgeschlossen. Zwar ist die Wahl des Dr. Lueger zum Bürgermeister der Kaiserstadt an der Donau nicht bestätigt worden; aber dies geschah, indem Kaiser Franz Josef an den Patriotismus Luegers appellierte und ihm ans Herz legte, freiwillig auf die Wahl zu verzichten, da seine Bestätigung „dermalen“ unmöglich sei. „Dermalen“ findet nämlich die Eröffnung der Jubiläumsausstellung in Budapest statt, und es hätte zu sehr unliebsamen Demonstrationen in den Straßen der ungarischen Hauptstadt führen können, wenn Dr. Lueger als Oberhaupt der Stadt Wien vom Monarchen bestätigt worden wäre.

In Wien ist man über diesen unerwarteten Ausgang der Bürgermeisterfrage mit Recht konsterniert. Die berühmte „eiserne Hand“ des polnischen Schlachzziz hat sich als schlaff erwiesen; sie kann jetzt von jedem Trödler zu einem niedrigen Preis als altes Eisen erhandelt werden. Aber seit vielen Jahren haben die Juden in Wien die größten Opfer zur Bekämpfung des Antisemitismus gebracht. Es ist eine in der österreichischen Hauptstadt nicht wenig beklagte Thatsache, daß in der letzten Zeit die ewige „Abwehr“-Kampagne alles Interesse absorbiert hat. Eine Zeit lang ließ man sich bethören, eine lärmende Abwehr-Methode zu befolgen, die darin bestand, den Radau-Antisemitismus durch eben so taktlosen Radau-philosemitismus zu bekämpfen. Was einsichtsvolle Männer, voran der unvergeßliche Jellinek, vor einer derartigen Kampfweise, die sich für eine so schwache Minorität, wie wir nun einmal sind, nicht eignet, was jene Männer warnend ausgerufen, wurde überhört; einige über- und vorlaute „Retter“ entblödeten sich sogar seiner Zeit nicht, jene Männer, auch da voran den entschlafenen Jellinek, mit Kot zu bewerfen. Die Folge hat gelehrt, daß die einsichtsvollen Warner recht hatten. Wir haben von all diesen lärmenden Verteidigungen nur Schaden gehabt, während das Judentum unter diesem Kriegslärm arg gelitten hat.

In Wien vegetiert die jüdische Gemeinde schmachvoll dahin; alles geistige Leben ist dort völlig erstorben; der Obmann der Finanzkommission der jüdischen Gemeinde hat sein Amt niedergelegt, weil das klaffende Defizit im Betrage von hunderttausend Gulden nicht überbrückt werden konnte, trotz der schäbigsten Sparsamkeit, die da geübt wird. Vor einiger Zeit klagte ein aufrichtiger Beurteiler der Wiener Zustände, daß unter der „Abwehr-Kampagne“ alle Wohlthätigkeitsinstitute der jüdischen Gemeinde leiden, da kein Mensch etwas zur Erhaltung jener Institute geben will oder kann. Die Opferwilligkeit der Juden wird von unserem Militarismus vollständig absorbiert; unter diesem leiden alle Kulturaufgaben des Judentums. Es hat sich ein Heer von Berufenen und Unberufenen — letztere in der überwiegenden Mehrzahl — ausgebildet, die immer mit den gruseligsten Geschichten kommen, um das jüdische Publikum mit der Furcht vor dem Antisemitismus zu hypnotisieren, um es zu großen Geldopfern zu bewegen. Bei einem großen Teile dieser „Retter“ ist das ganze zum Metier geworden; öffentlich und im stillen wird für diese edle Sache unausgesetzt gesammelt. Natürlich sind solche „diskrete“ Sammlungen für gewisse Existenzen sehr ge-

eignet, um nach der bekannten, von Heine gegeißelten Methode zu verfahren:

„Die Hilfsgelderkasse wurde geführt
Von wahren Christen und Frommen —
Erfahren hat nie die linke Hand,
Wieviel die Rechte genommen.“

In Wien ist, wie gesagt, bereits eine heilsame Ernüchterung eingetreten. Hoffen wir, daß man dort endlich zu klarer Einsicht kommen wird, daß es unmöglich unsere Aufgabe sein kann, mit allen antisemitischen Lumpen zu streiten und gegen ihre „litterarischen“ Erzeugnisse zu polemisieren. Ueberlassen wir die Sachen ruhig ihrem natürlichen Lauf. Ein großer Teil der antisemitischen Anführer ist bereits von der Staatsanwaltschaft ereilt worden; Hammerstein, Leuß und Konsorten bilden die Zierde der Verbrecherkolonie; Böckel ist diesseits, Ahlwardt jenseits des Ozeans „gestorben, verdorben“. Dem „vornehmen“ Antisemitismus aber, der jetzt Mode geworden, dem Antisemitismus, der wie ein heimlich schleichendes Gift in den sogenannten „besseren“ Kreisen Eingang gefunden, werden wir nur beikommen können durch innere Festigung und Kräftigung. Darum würden alle Vereine, die der Abwehr gewidmet sind, gut thun, den Kampf nach der bisherigen Methode, der doch nicht den mindesten Nutzen stiftet, aufzugeben und die Verteidigung des Judentums nach innen zu verlegen. Das Judentum muß innerlich widerstandsfähiger gemacht werden, angesichts der vielen Anfechtungen, denen jeder Jude ausgesetzt ist. Hier wäre ein dankbares Gebiet für alle, die sich der Sache des Judentums widmen wollen. Wie wir uns diese Propaganda denken, das wollen wir in einem besonderen Artikel sagen.

Heinrich von Treitschke.

Einer der meistgenannten Lehrer der Universität, dessen Vorträge zu den besuchtesten und bei der akademischen Jugend zu den bewundertsten gehörten, ist Heinrich v. Treitschke gewesen. Außerdem war er Professor der Geschichte. Von den Pflichten, die dieser wissenschaftliche Beruf ihm auferlegte, machte er keinen bemerkbaren Gebrauch. Er konnte es einfach nicht. Dazu fehlte es ihm an Gründlichkeit, wie strengere Beurteiler sagten; daran hinderte ihn sein Temperament, wie schmeichelndes Wohlwollen sich ausdrückte. Er hatte seinen Beruf verfehlt, als er Professor der Geschichte wurde. Sein Talent war das eines Barden, wenigstens deuteten Neigung und leidenschaftliche Gewöhnung auf solches Talent. Mit seinen unitarischen Anschauungen im Widerstreit zu seiner partikularistischen Umgebung, fanatisierte er zunächst sich selbst, und nachdem er so zum Apostel geworden, besaß er die rechte Eignung, Jünger zu gewinnen. Voll Schwung und Kraft war seine Rede, bestechend besonders für jugendliche Gemüter, und hinreißend wirkte sein Pathos auf jedes Ohr, das auf schlüssige Logik und strenge Wahrheit lieber als auf vollen Ton verzichtete.

Wir hätten keinen Anlaß, in diesem Fachblatte des Verstorbenen zu erwähnen, wenn wir nicht gezwungen wären, seiner bei Lebzeiten wiederholt zu gedenken. Es soll mit Ehrlichkeit und mehr Gerechtigkeit geschehen, als er uns gegenüber bewiesen. Denn nur ein offener, nicht ein ehrlicher Gegner ist er uns Juden gewesen. Aus seiner Feindschaft wider uns machte er kein Hehl, nicht einmal aus seiner verblendenden Voreingenommenheit, und niemals schwang er sich auch nur zu dem Versuche auf, objektiv zu würdigen, was ihm nicht behagte.

Gerade seiner rücksichtslosen Voreingenommenheit, die sich keineswegs ausschließlich gegen die Juden richtete, dankte er seine meisten Erfolge, und vielleicht ist hierin eine der wesentlichsten Ursachen dafür zu finden, daß er jede Neigung verlor, durch Selbsterziehung sich zur Objektivität durchzuringen. Er hatte sich einmal dem Fanatismus ergeben, in dem man groß sein kann, ohne Größe nötig zu haben, und durch seine besonderen Gaben, die verkleinern zu wollen uns fern liegt, übte sein Fanatismus eine bezaubernde und berauschende Wirkung auf leicht bestochene Hörer. Der Fanatismus lernt sich so leicht, seine Schlagworte prägen sich fast von selbst dem Gedächtnis ein, und die Erfahrung ist ohne Lücke, daß der Lehrer, der für die Erfassung seiner Lehre die geringsten Anforderungen stellt, am sichersten Hörer findet, die auf seine Worte schwören.

Und wie wußte Heinrich v. Treitschke seinen Hörern zu schmeicheln! So plump ist kein byzantinischer August von seinen Höflingen umschmeichelt worden, wie Treitschkes Auditorium von seinem Lehrer. Selbstverständlich war die Schmeichelei keine persönliche, galt sie nicht dem Einzelnen. Aber sie war darum nur desto unnebelnder, da der Einzelne sie ohne Erröten hören und als schuldigen Wahrheitstribut hinnehmen konnte. Oder war es keine Schmeichelei, wenn der große Hasser auf dem Katheder, der Alles in der Welt haßte und verachtete, die Engländer und die Juden, die Coburger und namentlich das Herrscherhaus seines Geburtslandes, die Albertiner, seine ganze glühende Verehrung und Liebe auf das Deutschtum konzentrierte, wie er es sich dachte und das die jeweiligen Hörer zu repräsentieren sich einbilden durften, ja sich einzubilden herausgefordert wurden!

Nicht jeder Professor der Geschichte kann ein großer Geschichtsschreiber sein. Aber zum Geschichtenschreiber sollte keiner von ihnen werden. Heinrich v. Treitschke ist es geworden. Seine Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert, dem Umfange nach sein Hauptwerk, ist eine ungemein fleißige Arbeit. Doch der aufgewendete Fleiß ist nicht der des Gelehrten, sondern der des Dichters, der seine Lieder in Prosa schreibt, oder des Parteimannes, der sich berechtigt glaubt, durch Verschweigen oder verschärftes Betonen den politischen Gegner und dessen Vorbilder in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, und nicht selten der des Pasquillanten. Wenn gleichwohl Treitschke nach Rankes Tode zum königlich preußischen Hofhistoriographen ernannt wurde, so ist das nur ein Beweis dafür, daß man dem Patriotismus Treitschkes, der zwar den Interessen des Hohenzollernhauses nicht gewidmet war, aber unzweifelhaft ihnen Dienste leistete, Dank zu wissen nicht umhin konnte. Hier freilich bewies Treitschke seine Unabhängigkeit: Der letzterschienene Band seiner deutschen Geschichte behandelte den König Friedrich Wilhelm IV., als ob er nicht ein Hohenzoller, sondern fast als ob er ein Coburger oder gar ein Albertiner wäre.

Doch an dieser Stelle kümmert uns der Unwert Treitschkes als Historiker nur soweit, als dieser Unwert in innerem, logi-

schem und psychologischem Zusammenhang steht mit seinem Judenhaß. Dieser Zusammenhang ist vorhanden. Dieselbe Ungründlichkeit, Voreingenommenheit, Ungerechtigkeit, die Treitschke zum Historiker disqualifizierte, dieselben Eigenschaften befähigten ihn, unter den Antisemiten in vorderster Reihe zu stehen. Daß der gebildete und namentlich ästhetisch gebildete Mann an seiner Genossenschaft Anstoß nahm, kann ihn von dieser Genossenschaft nicht befreien, ganz gewiß nicht in unseren Augen. Sein Vergehen wurde ihm zur Strafe, aber die Strafe war gerecht.

Was Treitschke in seinem Geschichtswerke über die Juden zu sagen wußte, war, so weit es sich nicht um Ausdrücke eines auf unkontrolierbare Empfindung sich stützenden Urteils, sondern um Thatsachen handelte, aus der Tiefe einer geradezu erstaunlichen Unkenntnis geschöpft. Dieser Professor der Geschichte, dieser geräuschvollste Lehrer speziell der deutschen Geschichte wußte nichts oder wollte nichts wissen von dem Zusammenhang der osteuropäischen Juden mit Deutschland, und nachdem er sein vielzitiertes Wort von den „hosenverkaufenden Jünglingen“ gesprochen, das den Neid eines Stöcker oder Hammerstein hätte erregen können, mußte er sein Urteil vollends verblenden, um zu dem Ausruf zu kommen: „Die Juden sind unser Unglück!“

Keine sentimentale Rücksicht auf ein frisches Grab kann uns veranlassen, zu gunsten des ungerechten Mannes, der darin ruht, uns selbst und unserer Gemeinschaft gegenüber Ungerechtigkeit zu üben. Es ist nicht unseres Amtes, die Gründe herauszusuchen, die seine Verdammnis mildern könnten, wenn wir auch ohne weiteres annehmen, daß solche Milderungsgründe vorhanden sind. Treitschke, dieser Lehrer der Geschichte, war durch und durch ein Mann der Ungerechtigkeit, ungerecht in seinem Haß, der gegen Viele sich richtete, ungerecht nicht minder in seiner Liebe, die im Grunde nur ihm selbst und einem Geschöpfe seiner Phantasie galt, unheilvoll nicht zuletzt für die, denen er seine Lehren einimpfte. Fanatismus hat er gesät, Chauvinismus ist aufgegangen; Wind hat er ausgestreut, Sturm werden wir ernten. Es ist nicht sein Verdienst, wenn dieser Sturm nicht verderblich wird. Treitschke hat vom Propheten nur das Pathos gehabt, nicht die Erleuchtung, noch die Berufung, noch die Liebe, die auch aus des zornvollen Propheten Worten spricht. Darum verwehen seine Worte, und bald wird es sein, als wären sie nie gesprochen. Nur die unmittelbar Verführten werden, aus ihrem Taumel zur Erkenntnis der Wahrheit erwachend, vorwurfsvoll zu ihrer Verteidigung sagen: „Treitschke war unser Unglück!“

Dann noch ein Weilchen, und seiner wird nicht mehr gedacht werden.

M. A. Klausner.

Was nun?

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Den Beschluß der Repräsentanten-Versammlung, die Petition an die Staatsregierung betreffend den obligatorischen Religionsunterricht auf ein Jahr zu vertagen, habe ich, da ich Gegner desselben, selbstverständlich mit Freuden begrüßt. Ob die Erwägung, daß die Petition überhaupt zur Zeit nicht angebracht, oder nur in anbetracht des einzuführenden fakultativen Religionsunterrichts maßgebend war, vermag ich nicht festzustellen. In letzterem Falle wäre ich mit meinen Gegnern in dieser Frage, mit den Freunden des obligatorischen Religionsunterrichts, welche den erwähnten Beschluß bedauern, bekämpfen, vollständig einverstanden; denn es gehört keine Prophetengabe dazu, um voraussehen zu können, welcher Art das Resultat des fakultativen Unterrichts sein dürfte. Nicht etwa die für diesen Zweck ernannten Lehrer soll schon im voraus ein Vorwurf treffen, sondern nur das System, welches gute Lehrer verdirbt. Zu gunsten des Repräsentanten-Kollegiums will ich jedoch annehmen, daß dieser Beschluß von einem weiteren Gesichtspunkte ausgehend gefaßt wurde. Zu seinem gunsten will ich voraussetzen, daß es ihm Ernst ist mit der Sache des Religionsunterrichts, daß diese wichtige Frage nicht ein Jahr schlafen soll, denn sehr oft bedeutet „vertagen“ nichts anderes.

Ja, was nun?

Von den Vertretern der jüdischen Gemeinde wäre nun zu erwarten, daß sie selbst Hand anlegten an das große Werk und nicht blos um Hilfe schreien; daß sie selbst den Religionsunterricht ins Leben rufen werden, ohne erst die bequeme, aber oft auch gefährliche Unterstützung des Staates in Anspruch zu nehmen.

Zu der, wie ich vermute, bereits bestehenden Kommission für die Religionsschulen müßte eine größere Anzahl von Mitgliedern der Gemeinde hinzugezogen werden — und an geeigneten Männern dürfte es wohl kaum fehlen —, um eine Schulkommission in großem Maßstabe, wie eine solche für Berlin erforderlich, zu schaffen. Diese Kommission muß selbständig, unabhängig arbeiten können; abhängig nur in finanzieller Beziehung von der Gemeindeverwaltung, welche naturgemäß durch ihren Vertreter auch sonstigen Einfluß auszuüben nicht verhindert ist.

Sollte eine Aenderung der Gemeindeverfassung für diese Einrichtung erforderlich sein, so könnte dieses kaum größere Schwierigkeiten bieten, denn die Aenderung oder „Reform“ — welche Bezeichnung jetzt üblich — unseres Steuerwesens, wodurch die Mitglieder der Gemeinde stärker denn bisher herangezogen werden, ging ja auch sehr schnell und leicht von statten.

Zu jedem Unternehmen gehört allerdings auch ein Leiter. Wenn ich die Rabbinats-Prediger unserer Gemeinde für nicht geeignet hierzu erachte — abgesehen davon, daß sich vielleicht keiner von ihnen zu dieser Stelle drängen möchte — so liegt es mir wirklich fern, irgend jemandem persönlich nahe treten zu wollen. Die Fähigkeiten eines Leiters einer derartigen Institution müssen auf einem ganz anderen Gebiete liegen, als auf dem eines Predigers, bei welchem die rhetorische und oratorische Kunst eine gewisse Bevorzugung in der Pflege beansprucht, wodurch unter eigenartigen Verhältnissen die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß selbst das Künstlerische mit der Zeit vom Künstlichen verdrängt wird.

Der Leiter des jüdischen Religionsunterrichts soll wohl auch durch das Wort wirken, aber in einer anderen Weise. Nur auf einem Gebiete der Kunst muß er heimisch sein — in

der Pädagogik, denn diese ist nicht nur eine Wissenschaft, sondern auch eine Kunst. Er ist nicht verpflichtet, diesem oder jenem zu gefallen; er hat nur seine Pflicht zu erfüllen im strengsten Sinne des Wortes. Die Achtung, die Verehrung aller soll er zu gewinnen trachten, nicht aber das Wohlwollen eines Einzelnen oder Einzelner.

Diese Stelle verlangt einen Mann, einen ganzen Mann, nicht nur einen von tiefem Wissen, sondern auch einen, der weder nach rechts noch nach links schaut, der keiner Person, sondern der Sache dient, der aber auch bestrebt sein muß, dieser Sache nach besten Kräften zu dienen.

Was in fünfundzwanzig Jahren vernachlässigt, verdorben wurde, kann nicht in einem Jahre wieder nachgeholt, wieder gutgemacht werden. Dazu gehört Zeit; jedenfalls kommen wir aber vermittels der von uns selbst unterhaltenen und verwalteten Religionsschulen viel schneller und sicherer zum Ziele, als vermittels des staatlich obligatorischen Religionsunterrichts. Die Religionsschulen der Privatgemeinden in den verschiedenen Stadtteilen müssen in erster Reihe von der Hauptgemeinde übernommen und je nach Bedarf erweitert, werden; somit wäre der Anfang mit einem System der Religionsschulen gemacht. Zu empfehlen wäre eine räumliche Vereinigung der Schule mit der Synagoge; zu diesem Zwecke müßten jedoch noch einige Synagogen gebaut werden. Die städtischen Schulgebäude dürften vielleicht auch der Gemeindeverwaltung nicht verweigert werden, wie solches den Privatgemeinden gegenüber mitunter geschieht. Wo nur ein Wille ist, wird sich auch ein Weg finden lassen.

Nicht ohne Absicht habe ich in umgekehrter Reihenfolge, zuerst die Frage des Leiters und dann die der Schulen behandelt. Erst wenn der Leiter gefunden ist, soll die Organisation der Schulen in Angriff genommen werden; hierin soll sich seine Kunst, seine Kraft erproben. An finanziellen Mitteln kann es sicherlich nicht fehlen. Die Steuern sind nicht unwesentlich erhöht worden, und zu welchem Zwecke? In einer Stadt, in welcher für einen Synagogenbau, wenn ich nicht irre, 1½ Millionen Mark verausgabt wurden und wo jetzt 10000 Mark nur für ein Preisausschreiben für den Entwurf eines Synagogenbaues bestimmt werden sollten, da kann es doch wahrlich nicht an Geld für Religionsschulen fehlen.

Nicht von der Synagoge, nicht von dem Prediger, der nur Prediger, — von der Schule, von dem Lehrer hängt die Zukunft des Judentums ab. Nur derjenige ist befähigt, die Synagoge zu besuchen, nur für denjenigen ist sie eigentlich auch bestimmt, der auf der Schule hierzu vorbereitet worden ist. Sagt doch mit Recht einer unserer Weisen: Lo am haarez chassid: Ein Unwissender kann nicht fromm sein. Seit dem Sinken der Schule datiert auch der Niedergang des Judentums; mit dem Blühen der Schule wird das Judentum wieder erstarken und zu Ansehen gelangen.

Markus P. Fuchs*).

*) Wir bemerken ausdrücklich, daß der Herr Einsender nicht Lehrer, sondern Kaufmann ist. Red.

Wochen-Chronik.

Berlin, den 6. Mai.

— **Der Schulchan Aruch** beschäftigte am Mittwoch das preußische Herrenhaus. Ein Antisemitlein hat wieder einmal um Uebersetzung dieses Werkes petitioniert und ein konservatives Herrenhausmitglied die Petition verteidigt. Der Referent, Freiherr v. Durant, nannte als Kronzeugen dafür, daß „der Schulchan Aruch noch heute für die jüdische Sittenlehre maßgebend“, Rabbiner Dr. Rahmer in Magdeburg, der in Pierers Konversations-Lexikon geschrieben habe: „Der Schulchan Aruch ist von den israelitischen Gemeinden als maßgebende Richtschnur für die religiöse Praxis angenommen“. — Herr Dr. Rahmer sandte nun an die „Magd. Ztg.“ eine längere Berichtigung, die das nationalliberale Blatt an hervorragender Stelle ihrer Sonnabend-Nummer abdruckt, und der wir folgende Stelle entnehmen: „Ich habe für das Piererſche Universal-Konversationslexikon im Jahre 1879 alle die jüdische Litteratur betreffenden Artikel bearbeitet, und auch den Artikel „Schulchan Aruch“. Nachdem ich den Inhalt dieses von einem palästinensischen Rabbi im Jahre 1540—60 verfaßten vierbändigen Werkes angegeben (auf Wunsch des Verlegers in knappster Form), schloß ich den Artikel mit folgendem Satze: „Der Schulchan Aruch ist von den israelitischen Gemeinden als maßgebende Richtschnur für die religiöse Praxis angenommen worden, es läßt sich jedoch nicht bestreiten, daß eine sorgfältige Revision dieses Religionskodex vom Standpunkt der jetzigen Wissenschaft eine dringende Forderung der Zeit ist, da manches darin absolet geworden.“ Der Herr Freiherr v. Durant nimmt sich nun die Freiheit, in seinem Zitat nur den Vordersatz anzuführen, den (gesperrt gedruckten) Nachsatz aber, der den Vordersatz bedeutend einschränkt, einfach wegzulassen. Ferner: Während ich im Vordersatz ausdrücklich erkläre, daß der Schulchan Aruch nur für die „religiöse Praxis“ (d. h. für den Ritus und Kultus) als maßgebende Richtschnur von den Gemeinden angenommen sei — es fällt z. B. keiner Gemeinde ein, den Teil des Schulchan Aruch, der vom alten talmudischen Polizei-, Zivil- und Kriminalrecht handelt, heute für maßgebend zu halten — führte der Herr v. Durant obigen Vordersatz zum Beweise dafür an, daß der Schulchan Aruch noch heute für die „jüdische Sittenlehre“ maßgebend sei. Ich nehme zur Entschuldigung des Herrn v. Durant an, daß er das Zitat nicht dem Piererschen Konversationslexikon, sondern irgend einem der antisemitischen Handbücher oder Flugblätter entnommen habe, in denen bekanntlich die Zitate je nach Bedürfnis zugestutzt werden.“

— **Vor der Pleite** steht die „Deutsche Wacht“, das Organ des antisemitischen Abg. Zimmermann in Dresden, so wenigstens versichert das „Vaterland“, das Organ der sächsischen Konservativen. Das Blatt hat im verflossenen Jahre, trotzdem das Einkommen der — Arbeiter und Gehilfen auf das äußerste reduziert wurden, einen Zuschuß von nicht weniger als 129,619 Mark erfordert. „Die Generalversammlung der Aktionäre des Blattes hat für die Weiterführung des Unternehmens die Summe von 50000 Mark bewilligt, die schon jetzt zum größeren Teil verausgabt ist. Wir halten den Zu-

sammenbruch der „Wacht“ für so sicher und unaufhaltsam, daß er auch durch die größten Opfer derjenigen, die nicht alle werden, nicht aufzuhalten ist. Je mehr Leute aber schließlich ihr Geld einbüßen, desto größer muß der Rückschlag und desto allgemeiner die Ueberzeugung Platz greifen, daß die Führer der Reformpartei, die nicht einmal eine Tageszeitung leiten können, am allerwenigstens geeignet sind, das deutsche Volk aus seinen mißlichen Verhältnissen zu retten.“ — Diese Erkenntnis kommt dem konservativen Blatte etwas spät. Sollte übrigens nicht auch ein wenig Konkurrenzneid dabei sein?

— **Abgewiegelt.** Die „Neue Westfälische Volkszeitung“ schreibt: „Durch judenfreundliche Blätter wurde dieser Tage eine etwas abenteuerlich klingende Nachricht verbreitet, nach welcher der Direktor des Erfurter Realgymnasiums, Dr. Zange, bei der Einführung eines von der Behörde zum Oberlehrer der Anstalt ernannten jüdischen Lehrers Dr. Pick in verletzender Weise seiner antisemitischen Gesinnung Ausdruck gegeben hätte. Auf Grund eines eigenhändigen Schreibens des betreffenden Dr. Pick, welches derselbe auf eine Anfrage einem hiesigen Bekannten zugehen ließ, und welches uns selbst vorgelegen hat, teilen wir ausdrücklich mit, daß „jene Darstellung seiner Einführung ins Amt in wesentlichen Punkten unrichtig ist.“ — Welches sind die „wesentlichen Punkte“?

— **Eine Rezension.** Ueber die in der Mechitharisten-Buchdruckerei in Wien erschienene Uebersetzung des ganzen Schulchan-Aruch können wir noch nichts bringen, weil das von uns bestellte Exemplar des Werkes noch nicht eingetroffen ist. Vielleicht genügt aber unseren Lesern, die etwa geneigt sein sollten diese Bücher zu kaufen, die Wiedergabe einer Mitteilung, die wir im antisemitischen „Deutschen Volksblatt“ in Wien finden. Sie besagt, daß das Werk von Herrn Karl Paasch aufgestöbert und von dem Weinhauser Pfarrer Dr. Deckert herausgegeben worden sei. Uns genügt diese Mitteilung vollkommen, gleichwohl soll das Buch nach seinem Eintreffen noch gewissenhaft geprüft werden.

— **In Wien** wird es immer gemietlicher. Der Voss. Ztg. wird von dort unter dem 30. April telegraphiert: Im Abgeordnetenhause hielt heute bei der Wahlreformdebatte der Abg. Schneider eine Brandrede gegen die Juden, die teils Entrüstung, teils Heiterkeit erregte. Schneider zitierte folgende Aussprüche Fichtes: Den Juden Bürgerrechte zu geben, dazu sehe ich kein anderes Mittel, als ihnen in einer Nacht alle Köpfe abzuschneiden und andere aufzusetzen. Die Judenfrage, so fuhr Schneider fort, werde eine Lösung finden, die in der Geschichte der Menschheit einzig dastehen wird, und wenn Mohammet den Islam mit Feuer und Schwert verbreiten konnte . . . Präsident, unterbrechend: Ich habe genug Geduld walten lassen lassen; derartige Aeußerungen gegen gleichberechtigte Statsbürger kann ich nicht zugeben und ich müßte Ihnen im Wiederholungsfalle das Wort entziehen. Schneider: Die Herren könnten sich beiläufig denken, was ich sagen wollte. Er besprach dann den Talmud. Der Präsident rief ihn zur Sache. Schneider: Der Talmud ist der anerkannte Rechtskodex der Juden. (Zum Präsidenten:) Sie verhalten sich danach, das ist doch Ihre Richtung? Der Präsident ruft Schneider, der in ähnlicher Weise fortfuhr, noch zweimal zur Sache. Schneider sagte dann, die Sozialdemokraten nähmen bei den nächsten Parlamentswahlen „zwölf Juden und nur zwei Menschen“ als Kandidaten in Aussicht; er stellte schließlich den Antrag: Alle getauften und ungetauften Juden sind vom aktiven und passiven Wahlrecht ausgeschlossen. (Heiterkeitssturm.) Präsident: „Ich bedaure, daß in diesen Räumen derartige wirklich nur als schlechte Scherze aufzufassende Anträge vorgebracht werden.“ (Lebhafter Beifall.) Schneider zum Präsidenten: „In ein paar Jahren sind Sie auch Antisemit.“ Der Antrag Schneiders wird nicht genügend unterstützt. — Merkwürdig, daß die Gesinnungsgenossen Schneiders bei der Verteilung der höchsten kommunalen Aemter in Wien nicht an diesen schneidigen Parteimann gedacht haben.

— **Aus Bukarest** schreibt man uns: Im Laufe einer Debatte in der Kammer über die Abschaffung gewisser Schulsporteln, welche nur von Ausländern und Juden erhoben werden, sprach der Ministerpräsident in heftiger Weise gegen die Juden und spielte auf einen Nachbarstaat an, wo ein Jude Minister war, wobei er seine Ueberzeugung ausdrückte, daß solch ein Zustand in Rumänien nicht ertragen werden könnte. Diese beleidigende Anspielung auf Ungarn wird aus dem amtlichen Parlamentsbericht wahrscheinlich ausgemerzt werden, aber bis jetzt hat die Regierungspresse sie noch nicht abzuleugnen gesucht. Die halbamtlichen Blätter konstatieren, daß Herrn Sturdza's Bemerkungen sich nicht auf ein Mitglied der ungarischen Regierung bezogen, sondern auf Herrn Falk, den Berichterstatter der ungarischen Delegation. Wir können hinzufügen, daß es in Ungarn keinen jüdischen Minister giebt.

— **Die bosnischen Juden.** Eines der interessantesten unter den verschiedenen Elementen, aus welchen die eingeborene Bevölkerung von Bosnien besteht, ist das der direkten Abkömmlinge der spanischen Juden, welche vor 300 und etlichen Jahren aus ihrer Heimat verbannt wurden. Ihr angeborenes Talent für fremde Sprachen, ihre Geschäftsroutine, ihr Gewerbefleiß, ihre Anpassungsfähigkeit und ihre nüchterne Lebensweise machen sie zu einem Faktor, mit welchem gerechnet werden muß, und prädestinieren sie zu zukünftigen Vermittlern von Handel und Gewerbe zwischen Ost- und West-Europa. Nach alten Urkunden ließen die spanischen Juden sich zuerst in Bosnien im Jahre 1574 nieder, kraft der ihnen vom Sultan Murad III. gegebenen Erlaubnis, auf den Gebieten seines Reiches, welche jetzt als Serbien und Bosnien bekannt sind, eine Kolonie zu gründen. Sie zählen zwischen 6000 und 7000 Seelen und wohnen in den größeren Ortschaften der Provinz; in Serajewo allein leben nicht weniger als 3000. Nur sehr wenige sind in der Herzegowina zu finden, offenbar weil sie dort weniger Gelegenheit haben, ihre Lieblingsgeschäfte als Geldwechsler und Kaufleute auszuüben. Infolge ihrer bemerkenswerten Exklusivität haben die Mitglieder dieser Gemeinschaft manche ihrer alten Sitten und Gebräuche intakt erhalten, welche bei ihren Glaubensgenossen in anderen Teilen der Welt nach und nach veraltet sind. Möglicherweise ist dies den stark hervortretenden Rassemerkmalen zu verdanken, welche sie veranlaßten, sich von fast jedem intimen Verkehr mit anderen Nationalitäten fernzuhalten, oder es ist vielleicht der isolierten geographischen Lage des Landes zuzuschreiben, in welchem sie länger als drei Jahrhunderte gewohnt haben. Wie es auch sein mag, die Thatsache bleibt bestehen, daß sie noch heute

unter ähnlichen Verhältnissen leben, wie ihre Vorfahren zur Zeit, als sie sich ursprünglich im Lande niederließen. Es darf behauptet werden, daß selbst im heiligen Lande die geistigen, sozialen und religiösen Besonderheiten des früheren jüdischen Lebens nicht so treu bewahrt werden, wie in diesem Winkel von Süd-Ost-Europa, welcher, bis vor wenigen Jahren, eigentlich noch unerforscht war. Die Beziehungen der bosnischen Juden zu ihren deutschen und anderen Glaubensgenossen, welche in der Provinz selbst wohnen oder in anderen Teilen der Monarchie leben, bewegen sich innerhalb sehr enger Grenzen und beschränken sich fast ausschließlich auf den Handel. Die im Jahre 1880 erfolgte Uebertragung der Verwaltung von Bosnien und der Herzegowina auf Oesterreich-Ungarn und die verschiedenartigen Neuerungen, von welchen sie begleitet war, verfehlte nicht, auf die Sitten dieses konservativen Volkes einen gewissen Einfluß auszuüben. Anfangs wurde die veränderte Ordnung der Dinge mit Argwohn betrachtet, aber im Laufe der Zeit kehrte das Vertrauen zurück, und die Juden paßten sich nach und nach der veränderten Situation an. Die Mehrzahl von ihnen trägt immer noch die landesübliche türkische Tracht, der einzige merkliche Unterschied ist ein mit Pelz besetzter Talar und ein Fez anstatt des üblichen Turbans. Die jüngere Generation hat nach und nach die europäische Kleidermode angenommen, dem Fez aber giebt man noch immer den Vorzug vor anderen Kopfbedeckungen. Es ist bemerkenswert, daß unter den bosnischen Juden, wie bei manchen anderen halbzivilisierten Rassen, Gold und Silber als sicherer Schutz gegen gewisse Krankheiten geachtet werden, während die Heilkraft des Knoblauchs überhaupt außer Zweifel steht. Eine spanische Jüdin in Bosnien wird, wenn sie ein neues Kleid zum ersten Male anzieht, selten versäumen, ein Stück Knoblauch in eine der Taschen zu stecken als Sinnbild des Glückes, und neugeborenen Kindern legt man einen Knoblauchkranz um den Nacken. Um die Wirkung dieses Talismans noch zu verstärken, hängt man oft einen goldenen Dukaten daran. Die spanischen Juden in Bosnien bilden eine Gemeinschaft, deren geistige Fortschritte seit Jahrhunderten fast stationär geblieben sind.

Feuilleton.

Altjüdische Armenpflege.*)

Der Talmud lehrt: „Almosenspenden und Mildthätigkeit wiegen alle anderen Gebote auf." Aber können wir Almosengeben so hoch stellen! Ein Bettler klopft an unsere Thür, er erschreckt uns durch sein wüstes Aussehen und wir trauen ihm eine Gewaltthat zu, wenn wir ihm die Gabe verweigern; können wir uns da soviel, können wir uns da nur überhaupt etwas darauf zu Gute thun, wenn wir ihm ein Geschenk hinreichen, um ihn von unserer Schwelle wegzubringen; ein anderer erweckt durch sein krankhaftes Wesen, durch sein häßliches, verlobbertes Gewand unseren Widerwillen, er erfüllt mit peinlichen Bildern unsere Phantasie, die sich so gern am Schönen ergötzt, und die vom Anblick des Elends schmerzlich berührt wird, und nun öffnen wir rasch den Beutel und greifen vielleicht etwas tiefer hinein, nur um diese unangenehme Erscheinung rasch los zu werden, um sie möglichst schnell zu vergessen: können wir da stolz uns in die Brust werfen, als hätten wir etwas Gutes gethan, als hätten wir ein Liebeswerk verrichtet; oder es will Jemand den unbequemen Mahner sich vom Halse schaffen und giebt, um sich wieder seinen Geschäften, seinen Vergnügungen zuzuwenden, ist das eine Wohlthat, deren der Reiche sich freuen, sich rühmen könnte vor sich selbst. Ein Almosen erhält seinen Wert, wenn nicht die Selbstliebe, sondern die Nächstenliebe sich darin bekundet. Das meinen die Alten: Almosen und Wohlthun, beides zusammen wiegen alle anderen Gebote der Schrift auf.

Es heißt im jerusalemischen Talmud: wir waren zweifelhaft darüber: „ist das Almosen wichtiger, oder ist das Liebeswerk, indem wir einen Kranken pflegen, indem wir einem Hilflosen Rat erteilen, indem wir einen Trostlosen aufrichten, wichtiger?" Die Frage ist nicht so einfach, wie sie aussieht. Mancher, viele, möchten sie dahin entscheiden, die Hauptsache ist, daß der Arme Geld in die Hand bekommt, da hat er Rat und Hilfe und Pflege und Trost, alles zusammen. Ob das Geld nun von dem Widerwilligen oder von dem Liebevollen kommt, was liegt daran, man sieht der Münze das Herz des Gebers nicht an und sie hat dieselbe Kaufkraft, ob man sie dem Geizhals gleichsam mit Gewalt entreißt oder ob sie der Freigebige freudig darreicht.

Aber so kalt und nüchtern betrachtet der Talmud die Frage nicht; er lehnt die Antwort an den bekannten Psalmenvers, den wir bei unseren Seelenfeiern singen: „Die gottentstammte Liebe sie allein strömt Segen aus in alle Ewigkeit über diejenigen, die Gott fürchten." Der Reiche, der Mächtige sie müssen sich im Verhältnis zum Armen, zum Elenden dessen bewußt bleiben: ich bin, was Du bist; nicht nur der Arme, sondern auch der Reiche bedarf der Hilfe, daß er abkomme von jener Vergötterung des Goldes, welche zu allen Zeiten, besonders aber in unseren Tagen der schwerste Schaden des sittlichen Lebens ist. Es ist wenig erreicht, wenn der Dürftige, zerknirscht und knirschend, die Münze empfängt und er den Groll in der Seele birgt über eine Weltordnung, die ihm Hilfe gewährt nur um den Preis der Demütigung und Entwürdigung: aber es versöhnt ihn mit seinem Lose, wenn der begünstigte Bruder herabsteigt von der Höhe und mit ihm fühlt und mit ihm leidet und sein Herz erhebt aus dem Staube.

Indeß selbst der Edelste, selbst der Mildeste, der eine Spende bringt, kann der Gabe nicht ganz den Stachel nehmen, welcher verwundet. Das Herz des Armen ist verbittert, vergrämt, er faßt das freundlichste Wort falsch auf, wir müssen Geduld mit ihm haben, die Not trübt nicht nur sein Leben, sondern auch seine Gedanken. Darum sagen die Alten: Wer

*) Zum hundertjährigen Bestehen eines Vereins für Leidtragende. Der Verein übergiebt, wie in vor. Nr. berichtet, jeder Familie der hiesigen jüdischen Gemeinde bei einem eingetretenen Todesfall eine bestimmte Summe und eine verschlossene Büchse, und überläßt es den Betreffenden, die Summe zu nehmen oder sie wieder in die Büchse zurückzulegen, so daß es vollständig unbekannt bleibt, ob die Spende zu eigenem Gebrauch benutzt worden ist oder nicht. Red.

das Herz des Armen gewinnt, ihn besänftigt und beruhigt, verdient den doppelten Segen als der, der nur die Not lindert.

Aber am besten begegnet wohl der dem Armen, der sich selbst versteckt, so daß der Empfangende nur die Gabe und nicht den Geber sieht. Mose in aller Herrlichkeit des Gesetzgebers, so meinen die Weisen, habe nicht das Verdienst vor Gott, wie einer, der im Verborgenen Gutes thut. Leitend war für Israel von jeher das Wort des Salomo: „Eine Gabe im Verborgenen verdeckt den Groll," auch den Groll des Armen über sein Geschick, das ihn zwingt, Geschenke anzunehmen.

Darum ist der Verein in unserer Mitte, der heute sein hundertjähriges Bestehen feiert, ein so schönes Zeugnis der Nächstenliebe, weil er, man möchte sagen, mit Raffinement dafür sorgt, daß die Wohlthat im Dunkeln bleibt. Denn gewöhnlich wird, auch, wenn der Darreichende noch so sehr sich verbirgt, der volle Zweck nicht erreicht, denn der Dürftige erfährt zwar nicht, wer ihm geholfen hat, aber er muß sich sagen: es ist doch nur ein Versteckspiel, der Gebende weiß ganz gut, wem er seine Hilfe gewährt hat, in dessen Augen habe ich nun einmal den Makel eines Menschen, der ohne fremde Stütze nicht aufrecht stehen kann.

Wie anders ist dies bei unserem Verein. Hier hat der Trauernde nur das Gefühl der Erhebung, daß er in einer Stunde des Kummers umgeben ist von der Fürsorge der Gemeinde, daß, wenn die seelische Not ihn heimsucht, die leibliche Not wie von unsichtbaren Händen ihm ferngehalten wird; dieser scheinbar geschäftliche Akt, daß, sobald der Trauernde vom Friedhof heimgekehrt ist, sogleich unser Verein ihm Geld zusendet und sich über den Empfang vom Reichsten wie vom Aermsten quittieren läßt, hat etwas unendlich Wohlthuendes, denn er meldet dem Betrübten: Du bist elend, Du bist aber nicht einsam, Deine Gefährten sorgen für Dich so, daß sie es selbst nicht wissen, für wen sie sorgen. Jeder hat es nur mit sich selbst zu ordnen, ob er das Geld annehmen will; wenn er es ablehnt, so wird ihm Niemand dafür danken, denn Niemand wird es erfahren.

Nicht das macht uns unseren Verein so wert, daß er sich bemüht hat, die von der doppelten Plage der Trauer und der Armut Heimgesuchten vor Hunger zu schützen, das ist unter Juden nichts besonderes, wo die Wohltätigkeitsvereine wie die Pilze emporschießen und gedeihen und es wird in unserer Mitte nur Wenige geben, die nicht mindestens an der Verwaltung eines nützlichen Vereins beteiligt sind. Es ist selbstverständlich, daß man es in alter oder neuer Zeit einem Armen ermöglichte der Trauer, wie es das Herkommen erheischte, nachzuleben; aber die Form, in der es hier geschah und geschieht, lehrt uns den fast überschwänglichen Ausspruch unserer Weisen verstehen: „Es heißt in der Schrift: Die Verständigen werden leuchten wie der Glanz des Himmels; das bezieht sich auf die Stifter und Leiter von mildthätigen Vereinen."

Wir lesen an der Spitze des diesswöchentlichen Schriftteiles die erhabene Mahnung, welche nicht etwa an einen erwählten Kreis, sondern an ganz Israel gerichtet war: „Ihr sollt heilig sein," und der Talmud bringt diesen Aufruf in Verbindung mit dem Verse des Sängers: Gott sendet Deine Hilfe vom Heiligtume, von den heiligen Werken, die in Deiner Mitte gepflegt werden." Ein göttlicher Hauch, ein heiliger Odem umweht die Erinnerung an die Väter, die den Armen nicht gesättigt haben mit den Brosamen, die von den reichbesetzten Tischen fielen, sondern durch ihre Liebe ihn aufgerichtet haben. Und wie wenige verhältnißmäßig haben nach der Spende gelangt, die so zart gereicht wurde; auch das ist ein heiliger Sinn, der sich zwar labt an der Teilnahme der Gefährten, aber sich doch davor scheut, aus der Trauer gleichsam einen Nutzen zu ziehen, der sich dann noch davor scheut, wenn es niemand sieht als das eigene Auge. Hier haben wir einmal eine Probe auf die uns Juden oft angedichtete Geldgier. Sicherlich, daß dieser Vorwurf auf einzelne zutrifft, und daß jeder Besonnene unter uns innerhalb der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung den Wert des Besitzes erkennt. Aber von dieser nüchternen Erkenntnis bis zur unerlaubten Gier ist noch ein weiter Schritt, und wenn so viele, die in engen Erwerbsverhältnissen lebten, diese Trauerspende in die geschlossene Büchse wieder zurückgleiten ließen, so ist auch dies ein heiliges Verhalten.

Aber wenn wir nun die Herzensfrömmigkeit preisen, die die Stifter des Vereins beseelt und ihm ein Leben eingehaucht hat, daß er bis zum heutigen Tage besteht und blüht, so können wir doch nicht leugnen, daß er in einem, und zwar in einem sehr wichtigen und wesentlichen Punkte, unserem Ideale nicht entspricht. Vielleicht läßt sich zur Zeit daran nichts ändern, aber schon das Aussprechen eines freiern Gedankens ist eine Erlösung, wenn auch das Ausführen nicht möglich ist. Was uns stört, ist der konfessionelle Charakter der Wohlthätigkeit. Freilich oft hören wir, nicht gerade in dieser Stadt, aber an anderen Orten die Klage: wenn, und sei es auch ein jüdischer Wohlthäter, eine Stiftung macht für Arme ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses, so hört sich das in der Theorie sehr gut an, aber in der Praxis kommt dann diese Stiftung den Juden nicht zu Gute; ja oft wird der Ausschluß der Juden damit begründet, daß ja, wie bekannt, die Juden selbst ausgiebig für ihre Armen sorgen. So lange solche Zustände bestehen, haben wir keine Wahl, und wir müssen neben der allgemeinen Armenpflege noch die konfessionelle, speziell jüdische Armenpflege aufrecht erhalten. Aber könnten wir frei walten nach dem Geiste unserer Religion, so dürfte selbst eine Mildthätigkeit, die von unserem religiösen Bekenntnis ausgeht, nicht ausschließlich in dieses Bekenntnis münden. Die Religion ist ein starker Anlaß zum Wohlthun, so bildet sich zu diesem Zwecke ein jüdischer Verein; aber ist denn die Armut, die Krankheit, die Trauer jüdisch, sind sie nicht allgemein menschlich, soll die Menschenliebe, die Nächstenliebe Halt machen vor der Schranke des Bekenntnisses? Als Israel noch in seinem eigenen Lande wohnte, da erging an unsere Väter die Mahnung, wie wir es am nächsten Sabbat aus dem Gottesbuche vernehmen: Wie der Eingeborene soll euch der Fremde sein, der unter Euch wohnt und Du sollst ihn lieben wie Dich selbst. Geschweige denn, daß wir heute unsere Landesgenossen, unsere Mitbürger als unsere Brüder betrachten.

Wie schön wäre es, wenn unser Verein, auf altjüdischem Boden entstanden, einen Teil seiner Einnahmen absonderte, daß er bei Todesfällen auch den nichtjüdischen Trauernden in dieser Stadt zu Gute käme. Wir Juden fehlen nicht, wenn

es gilt allgemeine Not zu lindern. Was wäre das auch für eine Roheit und Lächerlichkeit mit einem Bedürftigen erst ein Religionsexamen abzuhalten. Wir wollen auch nicht rechnen, ob wir, als religiöse Gemeinschaft, mehr geben als empfangen. Die Liebe ist die Seele der Wohlthat; weil wir Juden sind, spenden wir auch den Nichtjuden und thuen damit nur unsere religiöse Schuldigkeit. Wir preisen unseren Verein und wollen sein rücksichtsvolles, schonendes Walten überall nachahmen; wir wollen unseren Glaubensgenossen, der auch in der Armenpflege nicht überall zu seinem Rechte kommt, stützen, aber wir wollen stets eingedenk bleiben, daß uns alle Menschen, die leiden, die Nächsten sind, und daß wir jeden Leidenden, der unserer bedarf, nach dem Worte der Schrift lieben müssen wie uns selbst.

B. R.

„Die Peitsche des Herrn Daniel Itzig".

Schlußbemerkung seines Großneffen Lion Wolff.

Die in diesem Blatte geschilderte Episode ist, nach meinen Familienpapieren, von einigen Irrtümern abgesehen, richtig wiedergegeben.

Der Kompagnon des Daniel Itzig in Arnswalde (lies Märkisch Friedland) hieß Daniel Markus; die Frau des ersteren hieß nicht Miriam, sondern Recha.

In seinen späteren Jahren trat D. Itzig mit den damaligen Großen in Berlin in verwandschaftliche Verbindung. So wurde er „Mechutten" von Moses Mendelssohn. Seine Tochter Henriette heiratete den Nathan Mendelssohn, der ursprünglich Mechaniker (1808—1813), dann Landwehr-Offizier (1821), Fabrikant in Breslau (1828), Steuer-Einnehmer in Glatz und Liegnitz und vom Jahre 1831 an Revisor der Hauptstempelverwaltung in Berlin gewesen. Eine andere Tochter heiratete David Friedländer.

Alle diese Daten sind allerdings ziemlich unrichtig, umsomehr als sämtliche direkte Nachkommen des Daniel Itzig (Hitzig), Mendelssohn und Friedländer seit drei Generationen nicht mehr zu den Juden zählen.

Nur eine Seitenlinie aus der Verwandschaft Daniel Itzigs, die Familie Lion Wolff in Emden, Hamburg und Aschersleben haben als Erbschaft den Väterglauben, hoch gehalten, — von den Millionen der genannten Familien ist nichts auf sie gekommen. Es ist ganz merkwürdig, daß bei den Getauften der jüdische Handelsgeist sich fortgeerbt, bei den jüdischen Nachkommen aber ganz verloren hat. Die Hitzigs wie auch Eberti (Ephraim), Friedländer wie Mendelssohn zählen heute noch zu den reichsten Einwohnern Berlins.

In den siebziger Jahren ließ Daniel Itzig seinen Neffen Lion Wolff nach Berlin kommen. Der junge Mann zeichnete sich durch eine seltene Körperkraft und Intelligenz aus und er brachte es bis zum Polizei-Inspektor (Hauptmann) bei der preußischen Armee, eine in damaliger Zeit für einen Juden unerhörte Karriere.

Nachdem dieser diese Stellung quittiert, wurde er in anbetracht seiner, dem königlichen Hause geleisteten Dienste Münzpächter für das Fürstentum Ostfriesland. Was eine Münzpacht bedeutet, wissen wir aus der Geschichte des Hauses Ephraim. Der ostfriesische Münzpächter starb — buchstäblich — als armer Mann und der letzte seines Namens ist heute Kultusbeamter.

Das General-Schutz-Privilegium aber, welches der Redaktion im Original vorliegt, lautet:

Friedrich Wilhelm pp. thun kund und fügen hiermit jedermänniglich zu wissen, daß Wir dem Schwester-Sohne des Banquier Itzig, dem Lion Wolff aus Berlin, in Betracht seiner als Policei Inspector bei Unserer Armee bewiesenen Treue und Thätigkeit, und zur Belohnung seiner Uns bisher geleisteten guten Dienste, ein General-Schutz und Handlungs Privilegium für sich, seine Kinder und Nachkommen männlichen und weiblichen Geschlechts, seine Brüder und Schwester und deren Nachkommen, wie auch für seinen Socium den Schutz Juden Michael Lewin Bromberger in eben der Art, auf Unsere gesamte Lande und Provinzen keine davon ausgenommen, mithin auch auf das Herzogthum Schlesien und die Grafschaft Glatz, aus Allerhöchsten Gnaden und mit Befreyung von Chargen-Stempel und anderen Gebühren dergestalt allergnädigst bewilligt und ertheilet haben, daß gedachter Lion Wolff und sein Socius Michael Lewin Bromberger nebst deren Kindern und Nachkommen, männlichen und weiblichen Geschlechts, desgleichen ihre Geschwister gleich den christlichen Banquiers und Kaufleuthen, alle Arten von Handel und Wandel, ohne Unterschied zu treiben befugt seyn, nicht weniger in Handel und Wandel in und außer Gerichte gleiche Freyheiten wie christliche Kaufleute genüßen sollen.

Insonderheit werden oben benandten zweyen Personen, ihren Kindern und Nachkommen, noch besonders zugestanden:

1., Sowohl in Unsern Königlichen Residenzen, als auch in jeder andern Stadt Unserer sämmtlichen Provinzen und Länder, mithin auch in Schlesien und der Grafschaft Glatz, sich mit Häusern und Grund-Stükken, in allen Straßen und Gegenden wo sie wollen, und es ihrem Handel und Gewerbe am convenablesten ist, possessionirt zu machen.

2., Sollen dieselben unter keiner jüdischen Gerichtsbarkeit stehen, und in keiner Hinsicht mit den Juden vermenget seyn, sondern in allen Fällen, den christlichen Bürgern gleichgeachtet werden, mithin auch den Einschränkungen, welche das General Juden Reglement in Unsern Königl. Ländern, und die Schlesischen Gesezze vorschreiben, in keinem Falle unterworfen seyn.

3., Bleibet das Vermögen des Lion Wolff und seines Socii Bromberger ingleichen ihrer Kinder und Nachkommen, von der bey der Judenschaft gewöhnlichen Schätzung völlig frey, und wird ihnen blos überlassen, der Juden Gemeine, wo sie wohnen, ein jährliches freywilliges Geschenk zu machen.

4., Müssen die Inhaber, wenn sie Handlung treiben, gleich den christlichen Kaufleuthen die Paraphen Jura entrichten, sind aber von allem jüdischen Leib-Zoll oder Porcellain Ankauf völlig befreyt.

5., Endlich soll bey Gerichten ihr Eyd und Zeugnis, es sey vor oder wider einen Christen, ebenso, als eines Christen Eyd und Zeugnis gültig und hierbei aller Unterscheid, welchen die Gesezze sonst zwischen Christen und Juden machen, in Ansehung ihrer aufgehoben seyn, sie sollen auch bei Wechel-Geschäften, die Valuta nur in denjenigen Fällen

zu beweisen nöthig haben, wo auch Christen sie beweisen müssen.

Wir befehlen daher Unsern sämmtlichen Krieges und Domainen-Kammern, Landes Justiz-Collegiis und Unter-Gerichten, ingleichen den Land- und Steuer-Räthen, wie auch den Magistraten, hierdurch in Gnaden, sich nach dem Inhalt dieses General-Schutz und Handlungs Privilegii gebührend zu achten, den Lion Wolff und Michael Lewin Bamberger, nebst ihren Kindern und Nachkommen, männlichen und weiblichen Geschlechts, desgleichen ihr Geschwister, bey allen hierdurch verliehenen Rechten und Freyheiten, durchgängig zu schützen, auch selbige so wenig hierunter, als in ihrer Religion und jüdischen Gebräuchen zu keiner Zeit oder auf irgend eine Weise beeinträchtigen zu lassen. Urkundlich haben Wir dieses Privilegium höchst eigenhändig unterschrieben und mit Unsern Königl. Insiegel bedrukken lassen.

So geschehen und Gegeben zu Berlin den ....

General-Schutz- und Handlungs-
Privilegium für den Policei-Inspector
Lion Wolff und seinen Socium
Michael Lewin Bromberger.

Die Uebereinstimmung vorstehender Abschrift mit dem in den Acten der Schlesischen Ministerial-Registratur (Pars XV No. 3. vol. 4) befindlichen Concept bescheinigt ·

Breslau den 3. November 1884.

Grünhagen,
Staatsarchivar.

Das Ghetto in Fez.

Von Elsa von Schabelsky.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Die Häuser wohlhabender Juden sind genau wie die arabischen eingerichtet. Nur die Küche unterscheidet sich vorteilhaft von den leeren Räumen, die in echten Araber-Häusern diesen Namen führen. Bei Herrn David gabs einen wirklichen Herd mit wirklichem Küchengeschirr nach europäischer Art. Es war sogar ein reizendes Bild, als die vielen schönen, jungen Frauen in ihren Prachtgewändern sich geschäftig um diesen Herd tummelten. Namentlich die kleine Schwiegertochter sah aus wie eine Puppe. Es war ein ganz junges Mädchen von kaum 10 Jahren. Die Juden von Marokko verheiraten ihre Kinder oft unglaublich früh. Die Neuvermählten spielen erst ein paar Jahre zusammen, bis sie wirklich zur Ehe reif werden. Aber solche kleine Damen tragen reiche Frauengewänder und unter den Perlfranzen ihrer Goldkäppchen sieht man die schwarze Seide der Perrücken, die jede jüdische Frau nach der Vermählung bekommt. Das Abrasieren der Haare der verheirateten Frau ist ein Religionsgesetz. All' die schönen schwarzen Zöpfe, die ich bei den Damen bewundert habe, als sie ihre Schleier ablegten, sind falsch und aus Seide gemacht. Nur in den bereits zivilisierten Städten begnügt man sich mit dem Abschneiden der Vorderhaare.

Leider durfte ich nicht lange bei der gastlichen Familie weilen. Es dunkelte bereits und die Straßen des Mellah wurden menschenleer. Wir mußten uns beeilen, um rechtzeitig noch zurückzukehren, da die Thore der Judenstadt um acht Uhr abends geschlossen werden. Die gesamte Familie meines Wirtes wollte mich begleiten. Es war ein köstlicher Spaziergang — oder richtiger Spazierritt — unter dem tiefdunkeln Himmel des Südens. Von einer Beleuchtung weiß man in Fez so gut wie gar nichts. Mit Mühe nur fanden wir unsern Weg durch die ewig sich gleichbleibenden Gäßchen.

An den Thoren des Mellah verabschiedeten sich unsere Begleiter auf die herzlichste Weise. „Auf Wiedersehen!" — klangs von den rosigen Lippen der Frauen in sechs verschiedenen Sprachen. „Gott gebe Ihnen eine glückliche Reise und eine gesunde Rückkehr in die Heimat! — Und vergessen Sie die Freunde in Fez nicht. — Auf Wiedersehen!" . . .

Mein Besuch im Mellah bestätigte das, was ich gleich bei den ersten Schritten in Tanger merkte: die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit der Juden in Marokko. Unsere Antisemiten möchte ich auf drei Wochen hierher schicken, — sie würden als enragierteste Judenfreunde zurückkehren. Ohne Juden kann hier ein Europäer nicht über die Straße gehen. Sie sind die einzig möglichen Vermittler zwischen Christen und Muselmännern und bilden das lebhafteste, klügste und bildungsfähigste Element der marokkanischen Bevölkerung. Die Mauren wissen das so gut, daß sie ihren Juden unter Todesstrafe das Auswandern verbieten. Natürlich hindert sie das nicht im geringsten, die Aermsten zu verachten, in dem engen Mellah einzusperren, sie auszuplündern und von Zeit zu Zeit auch totzuschlagen, aber das machen sie auch schließlich mit den Christen nicht anders. Auf den Straßen von Fez haben wir mehr als einmal sehen müssen, wie Kinder — zuweilen auch Erwachsene — bei unserem Anblick sich verächtlich abwandten und uns drohend die Fäuste zeigten oder vor uns ausspuckten. Den Muselmännern gelten eben „Nazarener, Juden und Hunde" so ziemlich für gleichwertige, — richtiger gleich unwürdige Begriffe, nur daß die Juden die nützlichsten von diesen drei Tiergattungen bleiben.

Gegen Europäer sind die marokkanischen Juden die Zuvorkommenheit selbst. Sie ergreifen mit der größten Freude jede Gelegenheit, ihnen zu dienen oder zu nützen, selbst da, wo sie keinen Lohn, keinen Vorteil davon erwarten können. Ihre Ehrlichkeit ist sprichwörtlich. Ein Maure macht sich gar kein Gewissen, einen „Fremden" zu betrügen und zu bestehlen; das gilt ihm sogar als eine edle, verdienstvolle That, und wenn der bestohlene „Nazarener" ein bischen totgeschlagen wird — nun, dann umso besser. Um keinen Preis der Welt wird der Mörder eines Christen ausgeliefert. Was die Lügenhaftigkeit des Arabers betrifft, so ist sie geradezu phänomenal. Ueber die einfachsten Dinge wird er nie die Wahrheit sagen. Mag man nach dem Weg fragen oder einfach nach seinem Namen, er wird wenigstens versuchen, dem Fremden etwas vorzuschwindeln. Geschieht das aus Verachtung für die Christen, aus dem Wunsch, die Fremden abzuschrecken, oder aus instinktiver Abneigung, „der andern Rasse" etwas von seiner wahren Seele zu verraten? Gleichviel, die Thatsache ist so bekannt, daß mich die arabischen Frauen lachend davor warnten. Man kann sich nun leicht denken, daß die Europäer unter solchen Umständen ohne die Juden buchstäblich verraten und verkauft wären. Alle Führer, Dra-

gomane, Botsleute, Zwischenhändler und dergleichen mehr sind Juden und selten nur hört man über sie klagen. Sie sind bescheiden, gelehrig und mit allem zufrieden, während der echte Maure mit keinem Gewinn, mit keinem Trinkgeld sich für einverstanden erklärt, ohne wenigstens zu versuchen — und recht nachdrücklich sogar — mehr zu erbitten oder auch — zu erzwingen.

Eine rasche Auffassungsgabe und die Leichtigkeit, mit der sie fremde Sprachen lernen, kommt den marokkanischen Juden sehr zu statten. Sie sprechen gewöhnlich drei bis vier Sprachen und fast immer eine europäische neben der arabischen. Unter sich reden sie das alte, klassische Hebräisch der Bibel und verschiedene arabische Dialekte, mit den Fremden spanisch, englisch und besonders oft französisch. Das kommt daher, daß die Alliance israélite in Marokko eine besonders große Thätigkeit entwickelt. In Tanger hat sie zwei große Schulen für Mädchen und Knaben, — und man darf wohl sagen, daß in den Hafenstädten jeder Jude französisch kann. Daß ist sehr klug und politisch sehr wirksam. Dadurch erzieht sich Frankreich die besten Bundesgenossen und erfüllt Marokko mit freiwilligen Verfechtern seiner Interessen. Marokko grenzt ja an das französische Kolonienreich. Alljährlich erweitert Frankreich die Grenze dieser Kolonien unter dem ewig gleichen Vorwande, für deren Regulierung zu sorgen und zur selben Zeit macht die französisch erzogene jüdische Bevölkerung Marokkos die wirksamste, obgleich unbewußte — vielleicht gerade, weil unbewußte — Propaganda für Frankreich in dem Lande des Sultans. Die Früchte dieser klugen Politik werden sich bald genug zeigen. Vorläufig ist es dem Reisenden höchst angenehm, in jedem Juden, den er auf den Straßen trifft, einen französisch sprechenden Menschen zu finden, der zu jeder Auskunft gern bereit ist. In Tanger ist die israelitische Bevölkerung bereits so zivilisiert, daß sie das Nationalkostüm fast völlig aufgegeben hat. Das ist nun freilich nicht sehr schön. Die hübschen Jüdinnen verlieren viel durch die engen Kleider und Federhüte nach der vorjährigen Mode, — und auch die Männer sehen in den billigen Jackets und Paletots abgeschmackt genug aus, während sie in ihren orientalischen Kaftans malerisch und charakteristisch erscheinen, und die Greise sogar geradezu erhaben wirken. Auch in ihrer Lebensart haben die jüdischen Bewohner der Küstenstädte europäische Sitten angenommen, wobei natürlich hier und da die komischsten Verstöße gegen den guten Ton vorkommen. Ich war z. B. in Tanger zu einem reichen Kaufmann eingeladen, dessen Haus auf das eleganteste nach europäischer Art eingerichtet war. Beim Mittagessen trug die Frau des Hauses eine echte Spitzentoilette mit zwei Meter breiten Ballonärmeln, und die Speisen wurden durch einen Livreediener in weißen Handschuhen serviert. Merkwürdigerweise merkte ich, das die kostbaren Teller aus japanischem Porzellan mit kleinen Wassertropfen bedeckt waren. Ich wechselte einen fragenden Blick mit Madame Davin, die mich begleitete, und die Dame des Hauses bemerkte leider diesen Blick. Sie sagte dem arabischen Livreediener etwas, was er garnicht zu verstehen schien. Aergerlich wiederholte sie die Bemerkung, und der Diener verschwand durch eine Seitenthür samt den Tellern, die er eben aufstellen wollte. Nun aber war diese Thür halboffen, — ein Spiegel hing gerade gegenüber — und so konnte ich denn sehen, wie der arme Bediente ratlos sich im Schlafzimmer umsah, vergeblich nach einer Serviette suchend, um schließlich mit verzweifelter Entschlossenheit die nassen Teller an dem Spitzentüll des Moskitonetzes, welcher das breite eheliche Bett umgab — abzutrocknen . . . Ich konnte kaum das Lachen verbeißen und fragte natürlich später nach der Ursache der sonderbaren Wassertropfen auf den Tellern. Frau Davin erklärte mir, daß es ein Religionsbrauch ist, der verbietet, das Geschirr abzutrocknen. (? Red.). Warum, wußte ich nicht, aber sie versicherte mir, daß sie in den zwanzig Jahren, daß sie ein Geschäft in Tanger gehabt hat, niemals Servietten oder Handtücher an Juden verkauft hat, obgleich sie die Aussteuer sämtlicher junger Mädchen besorgen mußte, vom Myrtenkranz bis zu den Knopfstiefelchen inklusive. Dabei sind aber die Jüdinnen von Marokko äußerst sorgsame Hausfrauen, tüchtig und arbeitssam und in ihren Häusern findet man nichts von der Unsauberkeit ihrer polnischen Glaubensgenossen.

Auch über die Tugend der Jüdinnen hat man mir manche erhebende Geschichte erzählt. Eine Untreue, eine Intrigue soll im jüdischen Hause niemals vorkommen, was umso lobenswerter ist, als die Jüdinnen vollständig frei über ihre Zeit verfügen und das vollste Vertrauen ihrer Gatten, respektive ihrer Eltern genießen. Die Maurinnen sind treu, solange sie nicht anders können; wenn sie der Ueberwachung zu entschlüpfen imstande sind, sollen sie mehr als leicht sein. . . .

Anders die Jüdinnen. Obgleich sie gewöhnlich im Kindesalter verheiratet oder verlobt werden, bleiben sie allen Verführungen unzugänglich und die erfahrensten Don Juans bemühen sich vergeblich um ihre Gunst. Man zeigte mir eine bereits ältere Frau, der einer der europäischen Konsule jahrelang den Hof gemacht hat. Er bot ihr Tausende — und die Ehe obendrein — alles vergeblich. Das schöne Mädchen blieb ihrem Verlobten treu, der ebenso arm war wie sie, den sie aber liebte. Sie heirateten sich wirklich und der Konsul erbat sich als einzigen Lohn für seine lange Liebe die Erlaubnis, der armen Wäscherin den köstlichen Schmuck, den er kommen ließ, um sie zu blenden und zu verführen, zum Hochzeitsgeschenk machen zu dürfen. Jetzt ist der treue Liebhaber nach seiner Heimat abgereist, doch er hat seine Liebe noch nicht vergessen, und die etwas dick gewordene, aber noch immer schöne Matrone bekommt alljährlich an dem Tag, an dem er die schlanke Jungfrau zuerst erblickte, eine kostbare Gabe aus dem fernen Lande . . . Ob man ähnliche Tugend und gleichen Edlmute in unserm praktischen Europa noch finden könnte . . .?

Ahlwardt auf Reisen.

Ein Briefwechsel.

Mitgeteilt von Julius Freund.

I.

Herrn Ahlwardt, ehemaligen „Rektor aller Deutschen"
z. Z. in Amerika.

Verehrtester Herr!
Wir sind durchaus
Mit Ihnen nicht einverstanden;
Sie haben zu sehr Ihre Pflicht verletzt
Daheim in den deutschen Landen.

Da giebt es keinen Entschuldigungsgrund,
Da hilft nicht Ausflucht noch Finte;
Sie haben allzu feige ins Korn
Geworfen die Judenflinte.

Sie lassen sich in Amerika
Bewerfen mit faulen Eiern,
Anstatt solide bei uns zu Haus
Ihr Sprüchlein herunterzuleiern.

Mag drüben doch in der Neuen Welt
Ein andrer das Volk betrügen,
Sie haben bei uns zu verleumden, mein Herr,
Sie haben bei uns zu lügen.

Was hilft es da, um den heißen Brei
Erst lange herumzukrauchen?
Herr Rektor — mit einem Wort gesagt —
Wir können Sie nicht mehr brauchen.

Wir müssen bitten — so sehr wir auch
Den heiklen Vorgang bejammern —
Verzichten Sie freundlichst auf Ihr Mandat,
An das Sie so fest sich klammern.

Vielleicht wirkt folgende Proposition
Eindringlicher noch und stärker:
Sie leisten Verzicht, und kriegen dafür
Rund bare fünftausend Märker!

Dann können Sie in der neuen Welt
Nach eigenstem Gusto leben,
Und ungeniert wo der Pfeffer wächst
Ihr Teller-Entree beheben.

Wir bitten per Kabeltelegramm
Bejahende Antwort recht balde
An einen der nachbenannten Herrn
In Friedeberg-Arnswalde.

II.

An meine getreuen Wähler in Friedeberg-Arnswalde.

Ihr Freunde!
So sehr hat Euer Brief
An meiner Seele gerüttelt
Wie nichts, seitdem ich den deutschen Staub
Von meinen Füßen geschüttelt.

Da konnt' ich wieder 'mal deutlich seh'n
In trüben New-Yorker Tagen,
Wie warm im geliebten Heimatland
Die Herzen noch für mich schlagen.

Euch etwas weigern? Das wäre ja
Undankbar und ungeschliffen!
Nur scheint mir — offen gesagt — der Preis
Ein wenig zu niedrig gegriffen.

Fast unbezahlbar schien ich Euch einst,
Mein Wert war ganz ungeheuer;
Nun ist — Geschäft bleibt eben Geschäft —
Mein Rücktritt nicht minder teuer!

Es müßte sich ferner die Partei
Entschieden dazu bequemen,
Die silbernen Kränze etcetera
Kaufweise zurückzunehmen.

Die seidenen Schleifen ebenfalls,
Und schließlich — nicht zu vergessen —
Die künstlerisch ausgestatteten
Zahllosen „Vertrauens-Adressen".

In ein Pauschale bitte ich Euch
Dies alles zusammenzufassen,
Und eine plausible Offerte bald
An mich gelangen zu lassen.

Wenn wir rasch einig werden, so ist
Mein Vorteil dabei auch Eurer,
Denn schließlich wird mit jedem Skandal
Mein Rücktritt natürlich teurer!!

Hier und dort.

✣ **Berlin**, 1. Mai. Der Vorstand des Krankenhauses der jüdischen Gemeinde hat, wie s. Z. berichtet, in einem vom Steuerfiskus gegen ihn angestrengten Prozesse in allen Instanzen obgesiegt. Es handelte sich um den Anspruch des Steuerfiskus, daß das Krankenhaus für eine ihm zugefallene Stiftung, aus welcher armen Kranken Geldunterstützungen gewährt werden, Erbschaftssteuer zahlen sollte. Nicht jeder Zuwendung an eine milde Stiftung steht nämlich Steuerfreiheit zu, sondern nur einer solchen, deren Zweck sich mit der milden Stiftung deckt. Der Steuerfiskus bestritt, daß die Zuwendung von baren Unterstützungen an Arme zur Krankenbehandlung zu den Zwecken des Krankenhauses gehöre. Das Reichsgericht hat nun ein dem jüdischen Krankenhauses günstiges Urteil gefällt.

✧ **Berlin**, 3. Mai. Seinen siebzigsten Geburtstag beging vorgestern in stiller Zurückgezogenheit Herr Moritz Manheimer, der seit vielen Jahren seine Kräfte in den Dienst der hiesigen Gemeinde gestellt hat. Unter den vielen wohlthätigen Stiftungen des Herrn Manheimer verdient das von ihm im Jahre 1885 für im Alter hilfsbedürftige Glaubensgenossen gestiftete Gebäude in der Schönhauser Allee besondere Erwähnung. Im Jahre 1889 stiftete er zu diesem, als eine Erweiterung notwendig wurde, den ersten und im Jahre 1892 einen zweiten Anbau. Jetzt beherbergt die Anstalt 93 Insassen. Nächst dem hilfsbedürftigen Alter widmete Herr Manheimer seine Fürsorge den Kranken, und schon in nächster Zeit wird das von ihm gestiftete „Hospital der jüdischen Gemeinde" seiner Bestimmung übergeben werden. Seit vielen Jahren gehört der Jubilar dem Repräsentanten-Kollegium der jüdischen Gemeinde, dem Vorstande der Gesellschaft zur Unterstützung jüdischer Handwerker und Künstler, dem Kuratorium der

Altersversorgungsanstalt, dem des Krankenhauses der jüdischen Gemeinde und vieler anderer Wohltätigkeitseinrichtungen an.

* **Berlin**, 3. Mai. Die Gesellschaft zur Verbreitung der Handwerke und des Ackerbaues unter den Juden hielt heute in der Aula der jüdischen Gemeindeknabenschule, Große Hamburgerstr. 27, ihre Generalversammlung ab. Dem Jahresberichte ist zu entnehmen, daß die Zahl der der Obhut der Gesellschaft unterstellten Lehrlinge sich 1895, wie im Vorjahre, auf 85 belief, die den verschiedensten Handwerken angehören. Der Vorstand hat beschlossen, dem „Lehrlingsheim Pankow", welches bestimmt ist, bedürftigen und würdigen Handwerkslehrlingen Unterhalt zu bieten, auf drei Jahre eine Subvention von je 3000 Mark zu gewähren. Mit der Generalversammlung ist eine Ausstellung von Lehrlingsarbeiten verbunden.

F. **Berlin**, 5. Mai. Die „Wissenschaftliche Vereinigung jüdischer Schulmänner zu Berlin" hielt am 2. d. M. eine zahlreich besuchte Versammlung ab. Der Vorsitzende referierte über seine Verhandlungen mit Herrn Koll. Cohn-Küstrin betreffs der konstituierenden Versammlung des Provinzialvereins, die am Pfingstmontag vorm. 11 Uhr im Münchener Hof stattfinden solle und machte darauf aufmerksam, daß es unabweisbare Pflicht jedes Mitgliedes sei, in dieser Versammlung zu erscheinen. In bezug auf die Wahl des Vorstandes des Provinzialvereins wurde beschlossen, eine Kommision von fünf Mitgliedern zu wählen, welche die Kandidatenliste aufzustellen habe. — Eine Anfrage des Vorstandes, wie sich die Vereinigung zu dem Plane eines Sommerausfluges stelle, soll in der Junisitzung besprochen werden. — Die für den Monat Juni in Aussicht genommene wissenschaftliche Sitzung wurde bis zum September vertagt, damit nicht durch das Eintreten der großen Ferien eine eingehende Diskussion vereitelt werde. — Den letzten Punkt der Tagesordnung bildete der Antrag Sachs auf Gründung einer Darlehnskasse. Nach lebhafter Erörterung wurde ein Antrag Blaschke angenommen: Die „Wissensch. Vereinigung" beschließt die Gründung einer Darlehnskasse und beauftragt eine Kommission von 3 Mitgliedern mit den nötigen Vorarbeiten. Damit war die Tagesordnung erledigt, und es folgte ein gemütliches Beisammensein.

n. **Luckenwalde**, 3. Mai. An der hiesigen höheren Töchterschule ist der jüdische Religionsunterricht obligatorisch geworden. Jetzt wird mit der zuständigen Regierungsbehörde wegen Einführung obligatorischen Religionsunterricht auch am hiesigen Realgymnasium verhandelt.

Königsberg i. Pr., 1. Mai. In der Diskussion über den Wert der Litteraturvereine an sich und über die Form, die einige Berliner Macher ihnen gegeben, ist unser Verein gegen seinen Willen in den Vordergrund gedrängt worden. Der Griff des Kritikers war nicht glücklich, denn gerade unser Verein zählt zu den wenigen größeren, die sich von den Berliner Litteratur-Reisenden fern zu halten wußten. Wir bestreiten die geistigen Kosten unserer Vortragsabende aus eigenen Mitteln, höchstens laden wir hin und wieder eine bekannte Persönlichkeit aus unserer östlichen Provinz zur Abhaltung eines Vortrages ein. Am häufigsten ist Herr Dr. Rulf aus Memel unser Gast, weil er hier einen großen Kreis von Freunden und Verehrern zählt. In seinem letzten hier gehaltenen Vortrage beschäftigte der gelehrte Redner sich mit dem „philosophischen Einheitsgedanken im Judentum." Der Redner entwickelte im ersten Teile seines Vortrags, an die Lehren der Philosophen Parmenides und Spinoza anknüpfend, die Idee der Einheit im Weltall. Die Kraft, deren naturhistorische Erklärung als Ursache der Bewegung nicht ausreichend sei, erfülle und durchdringe dasselbe vollkommen und bis über alle Grenzen hinaus; sie wirke als Allkraft oder Allwirksamkeit an jedem einzigen Punkte desselben; das Stoffatom sei von dem Kraftatom nicht wesentlich verschieden, da es zur Ruhe gekommene Kraft (potentielle Energie) sei, wobei an Rettenbachers Dynamiden erinnert wurde. So lasse sich das Weltall, durch die Wirkung von Kraft allein entstanden, auffassen. Seine Unvergänglichkeit werde durch das Gesetz von der Erhaltung der Kraft (Mayer, Helmholtz) gelehrt, während die Unvertilgbarkeit des Stoffes schon längst bekannt sei. Nachdem der Redner alsdann dargestellt hatte, wie die Auffassung vom Sein sich in einigen Religionen, besonders im Buddhismus, wiederspiegele, ging er zum zweiten Teile seines Vortrags über. In demselben wurde dargethan, in welcher Art der philosophische Einheitsgedanke in den Schriften, welche die Lehre des Judentums enthalten, hauptsächlich in den Büchern des Alten Testaments zum Ausdruck gekommen sei, und wie nach denselben die Einheit von Kraft und Stoff, Seele und Körper, Gott und Welt zu verstehen sei. Dabei wurde einerseits auf die verschiedenen Lebensäußerungen der Seele, die durch deren Bezeichnung als Nephesch, Neschamah, Ruach charakterisiert seien, hingewiesen und andererseits besonders die Reinheit des Gottesbegriffes betont, welcher in seinem Namen als des ewig Seienden (Ejeh ascher ejeh) und dem Schriftwort: „Höre Israel, der Ewige, unser Gott, ist das allein ewige Wesen", sich bekundet. Zum Schluß wurde gezeigt, wie die hebräische Sprache, deren Verbum die erste Person zurücktreten lasse, und nur Formen für die Vergangenheit und Zukunft besitze, zur Darstellung des philosophischen Einheitsgedankens besonders geeignet sei und den Stamm Israels früher als die anderen Völker zur Entwickelung desselben befähigt habe.

◈ **Allenstein**, 1. Mai. Am 26. v. M. feierte die hiesige Chewra Kadischa ihr fünfundzwanzigjähriges Bestehen. Aus kleinen Anfängen hervorgegangen, vergrößerte sich der Verein mit dem Wachstum der Gemeinde, erhöhte und vermehrte er seine Aufgaben, denen er zu jeder Zeit und in jeder Beziehung auf die selbstloseste Weise gerecht wurde. Den religiösen Festakt in der Synagoge leiteten die Herren Rabbiner Dr. Olitzki und Kantor W. Karo. Am Abend vereinigten sich die Mitglieder mit ihren Damen in sehr großer Anzahl zu einem Festessen, bei welchem manch' schönes Wort gesprochen wurde. Kurz vor Mitternacht wurde von allen Anwesenden zur Erinnerung an den denkwürdigen Tag ein alle Einzelheiten der Feier schilderndes Festprotokoll unterschrieben. Die Teilnehmer trennten sich mit dem Wunsche, daß der Verein weiter blühen und erstarken möge.

n. **Aus der Provinz Posen.** Am 8. Ijar verschied in Filehne R. Mëir Weyl, einer der größten Talmudgelehrten der Jetztzeit. Der Verstorbene, ein Schüler des berühmten R. Akiba Eger, beherrschte mit Meisterschaft die agadische und halachische Litteratur. In ihm vereinigten sich bedeutende

Charaktereigenschaften mit scharfsinniger Verstandesthätigkeit. Aus seiner Gelehrsamkeit machte er nicht einen Spaten, um mit ihm „zu graben"; er blieb Privatmann. In seiner Vaterstadt Rogasen entfaltete er als langjähriger Vorsteher der israelitischen Gemeinde eine segensreiche Thätigkeit. Er erreichte das fast patriarchalische Alter von 90 Jahren.

Lüben, 1. Mai. Die bisher hierselbst bestandene jüdische Filialgemeinde, zur Synagogengemeinde Liegnitz gehörig, hat sich, weil nicht mehr leistungsfähig, als solche aufgelöst, und die hier noch wohnenden jüdischen Familien werden als nach Liegnitz gehörig betrachtet. Das hiesige Bethaus sowie der Friedhof verbleiben jedoch nach wie vor Eigentum der hiesigen Mitglieder und werden von denselben weiter unterhalten.

Köln, 4. Mai. Einen Gedenktag eigener Art konnten wir am 28. vor. M. begehen. An diesem Tage waren 98 Jahre verflossen, seitdem Köln den Juden nach deren Verbannung im Jahre 1424 wieder seine Thore öffnete. Der erste unserer Glaubensgenossen, der hierherzog, war Josef, Sohn des Isaak Stern aus Mülheim am Rhein und Familie. In den nächsten drei Jahren folgten ihnen weitere 17 Familien, welche am 20. Vendemiaire X (1801) sich zu einer Gemeinde vereinigten. Im Jahre 1815 wohnten hier 30 jüdische Familien, am 18. Mai 1843 zählte die Gemeinde 46 Familienhäupter, 1881 bei der Volkszählung 4370 Seelen und jetzt 7950. Die Protestanten in Köln, welche ebenfalls im 17. und 18. Jahrhundert wiederholt aus der Stadt vertrieben wurden und zu der gleichen Zeit mit den Juden 1798 wieder einziehen durften, zählen jetzt 52321 Seelen.

Frankfurt a. M., 3. Mai. Eine treffliche Illustration findet die in der vor. Nr. dieses Blattes enthaltene Meinungsäußerung eines hiesigen Herrn über unsere „Litteratur"-Vereine in der Thatsache, daß der hiesige Verein in letzter Zeit 13 Mitglieder verloren hat. Das haben die Redner mit ihren Vorträgchen gethan.

Soest, 4. Mai. Der vor einigen Wochen in Münster verstorbene frühere Lehrer und Kultusbeamte, Herr N. Meisler, welcher bis zu seiner Pensionierung 28 Jahre hier amtierte, hat die hiesige Synagogengemeinde zur Universalerbin seines Vermögens eingesetzt, mit der Bestimmung, daß die Hinterlassenschaft zu wohlthätigen Zwecken, speziell für hiesige verschämte und unbescholtene Arme, verwandt werde.

Essen, 3. Mai. Schon seit langem wurde es in hiesiger Gemeinde als ein dringendes Bedürfnis empfunden, auf dem Friedhofe eine Leichenhalle zu besitzen, worin das Trauergefolge bei einer Beerdigung vor den Unbilden des Wetters Schutz finden könnte. Diesem Uebelstande ist nun abgeholfen. Die Gemeindevertretung hat mit nicht unerheblichen Kosten eine Halle errichten lassen, die nicht nur einem größeren Trauergefolge Schutz gewährt, sondern auch für etwa eintretende Epidemien einen für solche Zeiten notwendigen Leichenkeller besitzt. Die feierliche Einsegnung dieser im maurischen Stile erbauten Halle ist heute vormittag 10 Uhr erfolgt.

Mühlhausen (Elsaß), 1. Mai. „Talmudische Gedanken über Erziehungslehre", das war das Thema, über welches Kirchenrat Dr. Kroner aus Stuttgart vor einem großen Publikum hier sprach. Bücher über Geschichte der Pädagogik, so führte Redner aus, sagen bisher so gut wie nichts über die alte talmudische Erziehungslehre, und doch ist diese der Beachtung in hohem Grade wert. Jedem Vater liegt die Pflicht ob, seine Kinder zu unterrichten; wer dieser Pflicht nicht selbst genügen kann, hat einen Lehrer anzunehmen. Erziehung und Unterricht sind geadelt dadurch, daß Gott sie an den Menschen ausübt. Die Schule gilt als die vornehmste und festeste Grundsäule der Gesellschaft und des Staatslebens. Eine Gemeinde ohne geordnete Schule ist wert, vom Erdboden zu verschwinden. Der Jugendunterricht muß ein allgemeiner sein und darf nicht auf einzelne Kreise und Stände beschränkt werden. Von dem Lehrer wird Freundlichkeit und Geduld, Gründlichkeit und Pünktlichkeit, tüchtiges Wissen und sorgfältige Vorbereitung verlangt. Großes Gewicht wird auf seinen sittlichen Lebenswandel gelegt, denn er soll den Schülern in seiner Person ein Vorbild sein. Der Schüler schuldet ihm aber auch unbegrenzte Ehrfurcht. Größte Hochachtung genießt der Stand des Volksschullehrers. Der Unterrichtsplan ist keineswegs einseitig: er umfaßt alles, was in jenen Zeiten für das Leben erforderlich ist. Auch ein Handwerk muß jeder Vater seinen Sohn erlernen lassen, damit dieser auf ehrenhafte Weise sein Fortkommen finde; auch schwimmen muß er ihn lernen lassen, um den Körper abzuhärten und in Gefahr sich retten zu können. Der Religionsunterricht ist so gestaltet, daß der Schüler nicht nur religiöse Bräuche üben, sondern vor allem ihren Sinn und ihre Entstehung begreifen lernt.

Hamburg, 3. Mai. Dem soeben erschienenen Bericht der Verwaltung des israelitischen Krankenhauses über das Jahr 1895 entnehmen wir folgende Daten: Die Zahl der Kranken betrug 1104 mit 27565 Verpflegungstagen. In der Poliklinik war die Zahl der Besucher 8075. Von den in der Anstalt verpflegten Kranken waren 24 pCt. Juden, 76 pCt. Nichtjuden. Die Gesamtausgaben betrugen 86033 Mk. 99 Pf., Die Einnahmen an Kostgeld 52899 Mk. 48 Pf. Die Kosten pro Kopf und Tag für Kranke und Angestellte, die im Hause mit verpflegt wurden, beliefen sich auf 2 Mk. 33 Pf. Die Kosten der Aufnahme im Krankenhause betragen pro Tag: in der ersten Klasse 10 Mk., in der zweiten Klasse 5 Mk., in der dritten Klasse 2 Mk. Falls ein Extra-Wärter von Patienten verlangt wird, ist dafür besonders zu zahlen, im übrigen sind in den vorgenannten Tagessätzen sämtliche Kosten inbegriffen.

Hamburg, 3. Mai. Der Frauen-Verein hat seinen Jahresbericht pro 1895 erstattet. Ueber die Thätigkeit der einzelnen Abteilungen entnehmen wir ihm das folgende: Am 28. März wurde ein Konzert veranstaltet, dessen Reingewinn 1546 Mark 55 Pf. war. An Subventionen für Schriftsteller und Künstler und Stipendien für junge Talente wurden 850 Mk. verwendet. An allgemeinen Unterstützungen wurden 1063 Mk. 80 Pf. verausgabt. Die Abteilung für Krankenpflege verausgabte 204 Mk. für Kranke und Rekonvaleszenten und 170 Mk. als Zuschuß für die Stationierung einer Schwester. Die Abteilung für Kinderbeschenkung und Ferienkolonien hat dem Verein zur Gesundheitspflege schwacher israelitischer Kinder 715 Mk. für die Ferien-Kolonien zur Verfügung gestellt. An Mitgliedsbeiträgen wurden 1141 Mk. und an Geschenken

1104 Mk. 65 Pf. und für spezielle Zwecke des Vereins 530 Mk. vereinnahmt.

München, 1. Mai. Wie hiesige Blätter melden, ist der jüdische Bataillonsadjutant Premierlieutenant Ortenau im 17. Infanterie-Regiment zum Katholizismus übergetreten. Die „Deutsche Armee-Zeitung“ fügt hinzu: „Wir hatten bisher geglaubt, es sei einem Juden in der bayrischen Armee nur dann möglich, aktiver Offizier zu werden, wenn er sich vorher das „Eintrittsbillet in die Gesellschaft“ durch die Taufe gelöst habe. Zu unserer Ueberraschung vernehmen wir, daß dieses Billet garnicht nötig ist, beziehungsweise auch post festum erholt werden kann.“ Dieser Spott ist verdient, weil der Schaden unnötig war.

Rom, 3. Mai. Herr Luigi Luzzatti, unser berühmter Politiker und Staatswirtschaftslehrer, sollte auf Wunsch des Ministerpräsidenten Rudini Mitglied des italienischen Staatsrates werden, aber er lehnte die Ehre ab, da er Professor an der hiesigen Universität zu bleiben wünscht, wo seine Vorlesungen über Staatswirtschaft in hohem Ansehen stehen und sehr stark besucht werden. Professor Luzzatti war der einzige Parlamentarier, mit welchem Kaiser Wilhelm während seines Aufenthaltes in Venedig sich längere Zeit — fast eine Stunde — über die gesamte italienische Politik unterhielt.

Pest, 1. Mai. Seit der Rezeption scheinen die ungarischen Orthodoxen sich mit der Idee der Vereinigung mit den Neologen zu befreunden und zwar wegen der einheitlichen Organisation der ungarischen Judenheit. Für die Union mit den Neologen bricht der Karczager orthodoxe Oberrabbiner Herr Schück eine Lanze. Er ist mit Leib und Seele Unionist, und wünscht nur, daß die Vereinigung der seit 28 Jahren stets in Fehde befindlichen zwei großen jüdischen Parteien mittelst folgender Bedingnisse sanctioniert werden möge. 1. Gründung jüdischer Gymnasien, damit die heranwachsende Jugend den Sabbat nicht entweihe. 2. Gründung eines achtklassigen Obergymnasiums neben dem Budapester Rabbiner-Seminar. Nach der hier stattfindenden Reifeprüfung sollen Schüler orthodoxer Richtung, die sich dem Seelsorgeramte widmen wollen, auch die Preßburger Rabbinerschule behufs Erlangung des Diploms besuchen können. 3. Kreierung von orthodoxen Betgenossenschaften, ohne die Einheit der Muttergemeinden zu gefährden, in solchen größern Gemeinden, wo der Gottesdienst mit Orgel und Chor stattfindet und wo dies ein Minjan schriftlich motiviert verlangt. Dies billige Verlangen des Herrn Oberrabbiners wird hoffentlich von den Neologen Ungarns, die doch auch des unglückseligen Bruderkampfes bereits müde sind, ohne Schwierigkeiten acceptiert werden.

St. Petersburg, 30. April. Der soeben veröffentlichte Rechenschaftsbericht der hiesigen Synagogen-Verwaltung enthält sehr interessante Daten über die Herstellung dieses ersten jüdischen Tempels in der Residenz. Es ergiebt sich daraus, daß der im Innern, in dekorativer Beziehung noch lange nicht vollendete Bau 576733 Rubel kostete, zu deren Deckung außer dem aus freiwilligen milden Spenden gebildeten Kapital noch eine Summe von etwa 200000 Rubel vermittelst einer Anleihe aufgebracht werden mußten. Da jedoch bei der sehr geringen zahlungsfähigen Mitgliederzahl der Gemeinde und angesichts dessen, daß bereits die bedeutendsten Finanzkräfte mit sehr großen Vorschüssen figurierten (z. B. Baron Horace Günzburg mit 62602 Rbl., von S. S. Poljakow 17500 Rbl., von D. S. Poljakow 49778 Rbl. und von der Petersburg-Moskauer Kommerzbank 49778 Rbl., zusammen 190549 Rbl.), sich keine Ressourcen fanden, um die Schuld zu decken, so erklärten sich die drei genannten Herren nicht nur bereit, die von ihnen leihweise hergegebenen Summen (außer denen, die sie à fonds perdu zum Synagogenbau dargebracht hatten) der Synagoge zu schenken, sondern noch außerdem die während des Baues bei der Petersburg-Moskauer Kommerzbank kontrahierte Schuld zu bezahlen. Die auf diese Weise geschenkten Summen waren folgende: Baron Günzburg 87602 Rbl., D. S. Poljakow 92778 Rbl., J. A. Wawelberg 10000 Rbl. und M. A. Marschowskij 10000 Rubel. Dank dieser generösen Offerte ist es gelungen, die Synagoge von der auf ihr lastenden Schuld zu befreien. Uebrigens soll der verstorbene Baron Hirsch die Petersburger Synagoge und Gemeinde in seinem Testament bedacht haben.

Konstantinopel, 30. April. Anläßlich seines Aufenthaltes in unserer Stadt empfing Fürst Ferdinand auch unseren Großrabbiner, der in einer Adresse dem Fürsten für die väterliche Fürsorge dankte, die er den Juden des Fürstentums gegenüber bekunde. Der Fürst erwiderte, er hege, getreu den Traditionen seiner Ahnen aus dem Bourbonengeschlechte, große Sympathien für die Juden und sei mit den Spaniolen des Fürstentums auch zufrieden, weil sie die Gesetze achten und dem Lande große Dienste erweisen. „Der Antisemitismus — schloß der Fürst — wird in Bulgarien nie Wurzel fassen können; ich selbst bin entschlossen, eine solche beklagenswerte Bewegung zu bekämpfen.“ Der Rabbiner blieb eine Stunde lang im Gespräche beim Fürsten.

— Einige Tage vor dem Peßachfeste hat unser Herrscher, Sultan Abdul Hamid, unserem Chacham Baschi, Rabbi Moses Levy, den Betrag von 300 türkischen Pfund (5000 Mark) überschickt, damit man Mazzos und Fleisch ankaufe und unter die Armen verteile.

Salonichi, 28. April. In unserer Stadt repräsentieren die Juden den dritten Teil der Bevölkerung, die im ganzen circa 150000 Seelen zählt, aber ihr Einfluß ist viel bedeutender als ihre Zahl. Am Sabbat sieht die Stadt aus, als wäre sie fast nur von Juden bewohnt, so still und ruhig sind die Straßen. Die Zollanstalten, Posten und Konsulate haben an diesem Tage viel weniger zu thun, als am Sonntag, dem Feiertage der Christen, und selbst am Freitag, dem Feiertage der Mohamedaner. Ganz besonders machte sich dieser starke, jüdische Zug am letzten Peßach geltend. In allen Kaffees, auch in denen, die im Besitz von Nichtjuden sind, besagten große Plakate, daß diese Kaffees unter Aufsicht des Rabbinats stehen, und wurden nur Speisen כשר על פסח verabreicht. In den Schulen, welche die italienische Regierung in Salonichi unterhält, sind fast nur jüdische Schüler zu finden, sie sind daher genötigt, am Sabbat und allen jüdischen Feiertagen zu schließen. Ja sogar das Theater — denn wir haben ein solches in unserer Stadt, wenn auch in demselben herum-

ziehende Truppen nur von Zeit zu Zeit spielen — begann an den zwei ersten Abenden des Peßach erst um ½10 Uhr, also viel später als gewöhnlich. Aus allen diesen Momenten geht hervor, welch' eine bedeutende Rolle die Juden in Salonichi, dem drittgrößten Handelsplatz der Türkei, spielen.

St. New York, 16. April. Wie wacker hier unsere modernen Größen für ihre werte Persönlichkeit Reklame machen, beweist die nachfolgende Lobeserhebung, die ein Rabbiner über sich resp. seine Gemeinde schreibt und veröffentlicht. In der „Deborah" des Rabbiner Dr. J. M. Wise ist über den Tempel des nämlichen Dr. Wise zu lesen: „Der Festgottesdienst in unserem „Bene Jeschurun Tempel", ist der großartigste, feierlichste und erhabenste, das in einem israelitischen Gotteshause, nach der Zerstörung des Tempels in Jerusalem stattgefunden hat. Der lichtvolle Alhambrapalast mit seinen dreizehn Kugelgewölben, 72 Fuß hoch im Zentrum, seinen schwungvollen Säulen, Bogen, Arabesken, hebräischen (statt den arabischen) Inschriften, in gold, rot und blau, besetzt von 1500 bis 1800 andächtigen Männern und Frauen, ist schon an und für sich ein Lobgesang Gottes ohne Worte, ein Jubellied ohne Text. Die festliche Stimmung, die das ganze verherrlicht, wird bis zur Begeisterung gehoben durch die gewaltigen Orgelklänge und die klassischen Gesänge, die eine wohlgegliederte aufsteigende Reihe von Festesklängen bis zum Ende ohne Störung, wie eine wachsende Flut durch den hohen Tempel rauschen, durch den einfachen, stimmungsvollen und wohltönenden Vortrag der Gebete und die Responsen der Gemeinde, abwechselnd hebräisch und englisch, was die Aufmerksamkeit immer in Anspruch nimmt, und die schwungvollen Festreden von der Kanzel, die in Ton und Inhalt festlich sind, festlich freudig und dem Psalmenworte entsprechend: עבדו את ה׳ בשמחה. Kein Mißton stört die Festesfreude. Das hat die alte Synagoge mit ihren Observanzen und dem dumpfen Mummenschanz nie erreichen können. In allen Tempeln des Landes war es wahrscheinlich ebenso wie im „Bene Jeschurun Tempel" in Cincinnati, und so möge es bleiben in Israel." Schön. Aber ein bischen weniger Reklame möchten wir trotzdem wünschen.

---

* **Aus den Gemeinden.** Versetzt HH. N. Grünwald von Langen nach Obergleen. — Levin von Bartenstein nach Neumarkt i. Schl. — Verstorben: Herr Jul. Masur, Hauptlehrer a. D. in Inowrazlaw, 67 Jahre alt. — Vakanzen: Zippenow (Westpreußen) Sem. geb. L. K. Sch. Fix. 1000 Mk., fr. W., Heiz. u. Nbk. Meld. an M. Mislowitzer. — Gersheim (Pfalz). Sof. unverh. Kl. K. Sch. Fix. Mk. 360, fr. Wohn., Station und nicht unbed. Nbk. Meld. an Jos. Löb.

Aus dem Leserkreise.

* **Kommunalsteuer.** Löbliche Redaktion! Zu der Prinzipienfrage, ob jüdische Kultusbeamte kommunale Abgaben zu leisten verpflichtet sind, gestatte ich mir einen neuen Fall zu zitieren. Ich bin von dem hiesigen Magistrat außer zur Zahlung der städtischen Einkommensteuer zur Zahlung von 25 Mark Bürgerrechtssteuer aufgefordert worden. Auf meine hierauf bezügliche Reklamation an Magistrat und Stadtverordnete wurde mir von beiden Seiten ein ablehnender Bescheid zuteil. Die letztere Steuer trifft die jüdischen Kultusbeamten um so empfindlicher und härter, wenn man den häufigen Stellenwechsel, wozu bekanntlich jene verurteilt sind, in Betracht zieht, indem sie nach jedem Stellenwechsel diese Steuer an die neue städtische Kommune von neuem zu zahlen hätten. G. Levy-Kolberg.

* **„Eine Lücke in der pädagogischen Litteratur".** Sehr geehrter Herr Redakteur! In der wissenschaftlichen Beilage Ihrer geschätzten Zeitung erscheint ein Referat des Herrn Traubenberg „Eine Lücke in der jüdischen Unterrichtslitteratur". Da in der letzten Fortsetzung dieses Referats (Seite 27 der Nr. 4) eine Unrichtigkeit enthalten ist, so bitte ich um Aufnahme folgender Zeilen: Herr Traubenberg erwähnt in seinem Referat das Buch des Herrn Dr. Feilchenfeld „Anleitung zum jüdischen Religionsunterricht". Was der Herr Referent über dieses Buch sagt, muß in jedem, der Herrn Traubenberg nicht kennt, das Buch aber kennen und schätzen gelernt hat, den Eindruck hervorrufen, als ob dieser das Buch garnicht gelesen hat, ja nicht einmal den genauen Titel dieses Buches kennt. Herr Traubenberg behauptet nämlich, daß das Buch „wie die Titelseite besagt" für „Lehrer und Schüler" geschrieben ist. Auf der Titelseite stehen nun aber die Worte „für Schule und Haus". Der Ausdruck „für Schule" berechtigt zwar jeden, der nicht einmal die ersten Zeilen der Einleitung gelesen hat, zu dem Schluß, daß das Buch für die Schüler geschrieben ist; aber der Ausdruck „fürs Haus" in der Gegenüberstellung dem Worte „für Schule" kann sich nur auf die Eltern beziehen, ganz abgesehen davon, daß das Buch ausdrücklich in der Einleitung den Eltern empfohlen wird. Die ganze Betrachtung darüber, wie verfehlt es sei, ein und dasselbe Buch Lehrern und Schülern zugleich als Anleitung zu geben, fällt also weg. Ferner sagt der Herr Referent, daß Herr Dr. Feilchenfeld in diesem Buche „auf 80 Seiten Material für alle Zweige der Religion und die ganze lange Schuldauer liefern" will. Es ist geradezu unerklärlich, was Herrn Traubenberg zu dieser Behauptung veranlaßt hat. Wird doch in dem Buche hervorgehoben, daß noch ein zweiter Teil zu diesem Werke fehlt, und ist doch aus demselben zu ersehen, daß es neben seinen methodischen Anweisungen hauptsächlich den Zweck verfolgt, schwierige Stellen der Bibel zu erklären. Es gehört nicht in den Rahmen meiner Mitteilung, über die Bedeutung eines Werkes zu schreiben, dessen Wert von Autoritäten anerkannt ist, und dessen Inhalt fast mit jedem Worte belehrend für den Lehrer und für die Eltern ist. Nur dieses eine sei erwähnt: Nicht immer haben umfangreiche Bücher auch einen umfangreichen Inhalt. Was der Herr Referent an dem Werke tadelt, gereicht ihm gerade zur Ehre: in ihm ist auf kurzem Raume eine Fülle von Gedanken ausgesprochen, die jedem Lehrer, der es ehrlich mit der heiligen Sache meint, eine willkommene Anleitung für den Unterricht sind.

Schwerin i/M., 3. Mai 1896. Julius Galliner.

* **Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens** giebt eine Zeitschrift heraus, die sich „Im deutschen

Reich“ betitelt. Diese Zeitschrift bringt Berichte über die öffentlichen Versammlungen des genannten Vereins. Die im Mai erschienene Aprilnummer enthält einen solchen Bericht über die Vereinsversammlung vom 26. März, der fast acht Seiten füllt. Diese Ausführlichkeit ist lobenswert. Minder lobenswert ist, daß dabei nicht mit gleichmäßiger Gerechtigkeit verfahren wird. Im vorliegenden Falle sind die Ausführungen des opponierenden Redners, die nach dem im Auftrage der Redaktion dies. Bl. aufgenommenen Stenogramm mehr als den vierten Teil der gesamten Reden des Abends ausmachen, auf sechszehn Zeilen — übrigens unrichtig — wiedergegeben, so daß der Unbeteiligte sich von dem Gange der Verhandlungen ein richtiges Bild überhaupt nicht machen kann. Was würde der Centralverein sagen, wenn ähnliches anderwärts zu seinen Ungunsten geschähe? Dabei finden Berichtigungen, die auf Grund des Preßgesetzes verlangt werden, nur mit der Kürzung Aufnahme, über die der Centralverein bei antisemitischen Blättern sich beschwert. Der Centralverein erweist damit seiner Sache einen schlimmen Dienst. Er hat unzweifelhaft die besten Absichten; doch ist er in Gefahr, seine Ziele völlig zu verfehlen und gänzlich auf Abwege zu geraten, wenn er aus verletzter Eitelkeit wohlmeinenden Vorschlägen sich verschließt, die auf besserer Kenntnis beruhen. Die seitherigen Mißerfolge des Vereins, die ihm übrigens nicht zur Last gerechnet werden sollen, sind doch wohl nicht dazu angethan, ein Unfehlbarkeitsbewußtsein hervorzurufen oder zu begründen. Die Leiter des Vereins müssen Tadel ertragen lernen. Vielleicht thun sie es, wenn sie sich des Jean Paulschen Wortes erinnern: „Wer bescheiden bleibt, nicht beim Lobe, sondern beim Tadel, der ist es.“

☞ Die Aufsätze „Rabbinerprüfung im Elsaß“, „Rosegger, der Judenhasser“, „Die Kultusumlagen in Elsaß-Lothringen“, sowie der Bericht über die Tagung des Rheinischen Rabbiner-Verbandes mußten wegen Raummangls zurückgestellt werden. Red.

☞ Die Beilage „Jeschurun“ erscheint jetzt **monatlich zwei Mal** je ½ Bogen stark.

Synagoge Beth Zion
Brunnenstr. 10. Montag, 18. Mai **Predigt;** Dienstag, den 19. Mai **Predigt und Seelenfeier.** Herr **Rabbiner Hözter**, 10¼ Uhr.

Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens.

Ordentliche Versammlung

am
Dienstag, den 12. Mai 1896, abends 8¼ Uhr präcise
in
Dräsel's Festsälen, C., **Neue Friedrichstr. 35.**

Tages-Ordnung:

1. Vortrag des Herrn Rabbiner Dr. Ludwig Rosenthal: „Jehuda Halevi und Walther v. d. Vogelweide.“
2. Geschäftliche Mitteilungen.
3. Discussion.

Der Vorstand.

Gäste, welche durch Mitglieder eingeführt werden, haben Zutritt; weitere Eintrittskarten stehen den Mitgliedern auf dem Bureau, Kronenstr. 22 II, zur Verfügung.

Südwestdeutscher Verband
israelitischer Lehrer und Kultus-Beamten.

Zu der am **24. und 25. Mai d. Js.** in **Trier** stattfindenden

Jahres-Versammlung

laden wir hierdurch die geehrten Mitglieder des Vereins, sowie alle, welche sich für jüdisches Schul- und Gemeindewesen interessieren, höflichst ein.

Versammlungslokal: Beratungssaal im israelitischen Gemeindehause.
Beginn der Versammlung: 24. Mai, nachmittags 3 Uhr.

Tages-Ordnung:

1. Jahresbericht und Vorstandswahl.
2. Beschlußfassung über Eintritt in den Lehrerbund, eventl. Delegiertenwahl.
3. Welche gesetzliche Schritte sind nötig, resp. welche Grundlagen sind zu schaffen, um dauernde Anstellung und Pensionierung der Lehrer und Versorgung ihrer Hinterbliebenen herbeizuführen? (Eppstein-Hoppstädten.)
4. Ausbildung des Lehrers als Kantor. (Nußbaum-Trier und Nußbaum-Wiesbaden.)
5. Freie Besprechungen.

Wegen der Wichtigkeit der Beratungsgegenstände sind die Herren Mitglieder dringendst um zahlreiches Erscheinen gebeten und wollen den Unterzeichneten über ihre Beteiligung verständigen.

Hoppstädten, Trier, Duisburg, im April 1896.

Der Vorstand.
F. Eppstein-Hoppstädten,
Vorsitzender.

Synagoge Beth Zion
Brunnenstr. 10. Sonnab., 9. Mai. Schriftterklär. **Rabbiner Hözter.**
Religionsschule Linien-Straße 162.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 3.